Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 5 — Gotha, 2. März 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Der Vorstoß der Gnade [Sp. 201] — Sabbath und Woche. Erste Hälfte [Sp. 202] — Neues zum Johannesevangelium (Büchsel, Bornhäuser) [Sp. 209] — Barths Dogmatik. Schluß [Sp. 214] — Aus der Arbeiterwelt Argentiniens [Sp. 221] — Erinnerung an Mathilda Wrede [Sp. 227] — Die furchtbare Hungersnot in China [Sp. 230] — Friedrich Naumanns Langenberger Zeit. Erste Hälfte [Sp. 233] — Lessing-Aschermittwoch [Sp. 237] — Bücher und Schriften: Amerikakunde (Fischer); Amerikanische Gefängnisse (Liepmann); Der Liberalismus und die deutschen Juden (Kaulla) [Sp. 239] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart: Die Papststadt und das Konkordat mit Italien [Sp. 241] — Wöchentliche Chronik [Sp. 245] — Verschiedenes: Zur Konfirmation; Zu obigem Lessing-Artikel; Neukölln und Ungarn; Kleine Mitteilungen [Sp. 247] — Versammlungskalender [Sp. 248] — Anzeigen

Der Vorstoß der Gnade

... die ihr mühsälig und beladen seid. Matth. 11, 28

„Mühsälig" — nicht „mühselig". Mit Seligkeit hat das nichts zu tun. Wohl gibt es auch selige Mühsal. Und vielleicht dringt man an Hand der Gnade dazu hindurch. Aber zunächst ist man „mühsälig und beladen".

„Kommet her zu mir alle" spricht die Gnade durch Jesus. Und nun nimmt sie, so klingt es, das „alle" wieder zurück? Lädt nur eine bestimmte Schicht von Menschen ein? Eine Elite? Und was für eine!

Die Gnade sieht wohl zwei Fronten vor sich. Mühsälige und Beladene, geistlich Arme, Hungernde und Durstende nach der Gerechtigkeit. Und Andre, die der Gerechtigkeit, der Gnade nicht bedürfen. Welche werden auf ihren Ruf hören? Nur eben jene.

Aber nein. Die Gnade will Alle haben. Denn in Wirklichkeit sind Alle in der gleichen Not. Nur daß die Einen es nicht wissen, die Andern unter ihrer Last leiden und fast zusammenbrechen. Und diese Letzteren hören die Stimme, lassen es sich nicht zweimal sagen, kommen zur Gnade gelaufen und lassen sich erquicken.

Jene Andern will aber die Gnade auch haben. Da macht sie einen großen Vorstoß. Sie schlägt Jesum ans Kreuz.

Wenn er zu den Leuten *sagt*: „Kommet her zu mir alle ..." — da kommen die Zöllner und Sünder, kommen allerlei Stille im Lande. Aber wenn er nun am Kreuze leidet und stirbt — und hat doch „nichts Ungeschicktes getan", da wird von diesem Kreuze her eine Macht, eine Kraft lebendig, die Unmögliches möglich macht. Eignes Leid, fremdes Leid, Menschheits- und Welt-Leid; eigne Schuld, fremde Schuld, Menschheits- und Welt-Schuld werden von der Wucht und Gewalt dieser Begebenheit ganz anders getroffen als von dem *Worte* allein. Da ist Liebe, die den Trotz vernichtet. Schicksalsgemeinschaft Gottes mit den Menschen. Aller Größenwahn, alle Minderwertigkeitsgefühle schmelzen. Leiden ist nicht mehr Strafe, die den Sünder von Gott trennt; Schuld findet als Genossen den Unschuldigen. Ewige Arme strecken sich vom Himmel her und heben Alle empor, die sich ziehen lassen von väterlicher Güte und Barmherzigkeit.

Welch ein Vorstoß der Gnade hinein in eine arme, kranke, irre gehende, trotzige Welt! Nur Eins ist größer: die Gnade selbst.

R

Sabbath und Woche

Vortrag, englisch gehalten am 25. Juli 1928 in Cardiff, vor der Society of Old Testament Study, und englisch veröffentlicht in The Journal of Theological Studies, Oktober 1928

1

Die Woche: welch uralte, ehrwürdige, rätselhafte Ordnung! Nun seit Jahrtausenden umschließt sie unsere abendländische Kulturwelt und hält sie in ihren Fugen, auch unser ganzes persönliches Leben von der Wiege bis zum Grabe! Wunderlich schwebt sie in der Luft, eigenwillig sich durchsetzend, ohne jeden erkennbaren Naturuntergrund. Denn die gegebenen Zeitmesser des Erdballs und seiner Menschheit sind Sonne und Mond: Tag, Monat und Jahr die Abschnitte, in die sie unser Leben mit Notwendigkeit zerlegen. Von all diesen unerschütterlich festliegenden Spannen erkennt die Woche nur eine einzige an, den Tag: um Monat und Jahr kümmert sie sich nicht, sondern geht über alle natürlichen Schranken hinweg ihren eigenen Gang, je sieben Tage abzählend seit tausenden von Jahren. Daß zwei verschiedene Ordnungen sich dabei in denselben Kreislauf fügen, wird uns kaum mehr bewußt. Die eine gibt uns die Namen der einzelnen Tage her, wir verdanken sie Rom: da hat jeder Wochentag seinen Gott, dem er heilig ist, der Dies Solis, Lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni. Das sind freilich vor allem die sieben Planeten — denn auch Sonne und Mond sind dem Altertum Planeten: wenn *sie* keine Wandelsterne sind, welche wären es dann? Aber die Gottheiten, die in ihnen verkörpert sind, haben unsere Altvordern noch wohl empfunden und sie zum Teil ins Deutsche übertragen: Wodanstag heißt die Wochenmitte, Thorstag der nächste, Freiatag der vorletzte Tag. — Von alledem weiß die andere Ordnung, die uns von Israel, aus dem Alten Testament, überkommen ist, nicht das Geringste: in ihr hat nur der siebente und letzte Tag einen Namen, der Sabbath; nur nach ihm werden die anderen bestimmt, als der erste, zweite, dritte usw. *nach* dem Sabbath, der letzte *vor* ihm, der Rüsttag. Daß der Saturn der Sabbathplanet heißt, ist die einzige Spur der Bekanntschaft Israels mit der anderen Ordnung, die gelegentlich im jüdischen Schrifttum durchblinkt.

Wie sind die beiden zusammen und überein gekommen, wie alt sind sie, welche die jüngere und etwa von der andern abhängig? Natürlich liegen alle Anfänge in Dämmerung und Nebel; aber soviel läßt sich doch mit vollster Bestimmtheit sagen, daß die Planetenwoche der Römer verhältnismäßig sehr jung ist. Noch für Dio Cassius um 200 n. Chr. ist sie eine ziemlich neue Erscheinung, nach seinem Wissen aus Ägypten stammend. Ihre ersten Spuren lassen sich bis in das letzte Jahrhundert vor Christus verfolgen, also eben noch in vorchristliche Zeit, und führen

in der Tat nach Alexandria in Ägypten, und von da nach Rom. Aber das alte Ägypten, von dem wir jetzt bis hoch hinauf so eingehende Kenntnis haben, zeigt keine Spur weder von der Woche noch von der Verehrung der sieben Planeten; wohl aber spielt dort, und besonders in Alexandrien, während des letzten halben Jahrtausends vor Christo das Judentum eine so hervorragende Rolle, vor allem in Handel und Wandel, daß sich sein Ruhetag sicher in weiten Kreisen durchsetzte und das öffentliche Leben sich dem allgemach angepaßt hat. Die Verteilung der Wochentage auf die sieben Planeten mag sich dann von selbst vollzogen haben; daß sie von dem Tage des fernsten Planeten, des Saturn, ausgeht, und von ihm aus rückwärts schreitet, läßt sich aus der Reihenfolge der Tage mit Sicherheit beweisen. Jedenfalls ist Anpassung des Judentums an römischen Brauch bei seiner peinlichen Gesetzesstrenge völlig ausgeschlossen.

In einem Punkte aber entfernte sich nach dem Eintritt des Christentums in die Welt die römisch-abendländische Ordnung von der alten jüdischen. Die junge Christenheit hatte zunächst den Sabbath weithin beibehalten, nach dem Vorbild ihres Herrn und Meisters in etwas milderer Beobachtung, als sie sich im Judentum herausgebildet hatte. Aber daneben gewöhnte sie sich, den folgenden Tag, den ersten der Woche, als Freudentag zu feiern, weil an ihm der Heiland vom Tode auferstanden war. Es war nach der römischen Planetenordnung der Dies Solis, der Sonnentag. Daß die syrische Religion des Sol Invictus, der unbesieglichen Sonne, von Kaiser Aurelian (270 bis 275) offiziell in Rom eingeführt, seit dem dritten Jahrhundert alle anderen heidnischen Religionen im Römerreich verschlang und die Brücke zur Herrschaft des Christentums schlug, wird nicht wenig dazu beigetragen haben, diesem Tag vollends die unbedingte Obmacht über die Woche zu sichern. Mit der Einsetzung des Christentums zur Staatsreligion zugleich verfügte Constantin zu Anfang des vierten Jahrhunderts auch die öffentliche Feier des Sonntags, womit vollends unsere Woche unerschütterlich festgelegt wurde.

Das sind ganz junge und späte Zeiten gegenüber Woche und Sabbath des Judentums; wir werden ihnen, wollen wir unserer Frage weiter nachgehn, in graues Altertum hinauf folgen müssen. Wieweit nach Israels eigener Erinnerung? Bis zur Stiftung seiner Religion durch Mose, das wäre rund 1250 vor Christus nach der wahrscheinlichsten Berechnung. Das Gebot des Sabbaths ist wohl das einzige, das sich durch alle Ausgestaltungen des auf Mose zurückgeführten Gesetzes — es sind das nicht weniger als sechs verschiedene — hindurchzieht, zum Teil noch in doppelter Fassung*): vom Kultischen Dekalog der ältesten Quelle J durch Bundesbuch und Ethischen Dekalog der Quelle E, durch Deuteronomium, Heiligkeitsgesetz und Priesterkodex. Das beweist zunächst nur, für wie grundlegend und zugleich in welchem Grade unterscheidend gegenüber dem Heidentum der Sabbath in Israel galt. Das bestätigen seit der Verbannung, seit Israel in der Zerstreuung unter heidnischen Völkern lebte, auch die Propheten jener Zeiten, vor allen anderen Hesekiel (20, 12 ff.; 22, 8; 23, 38; vgl. Jes. 56, 1—7; 58, 13; Jer. 17, 19—27), der in der Entweihung des Sabbaths eine der Hauptursachen für Israels Untergang erblickt. Aber für Alter und Entstehungszeit des Sabbaths liegt darin kein sicherer Anhalt, weil fast alles, was in Israel gesetzliche Geltung erlangt hatte, in späterer Zeit auf Mose als den einzigen Gesetzgeber zurückgeführt wurde, auch wenn Israel es viel später erst überkommen hatte oder es schon vor Mose's Zeit sein eigen nannte. Es wird daher zu fragen sein, ob die Begründung der Sabbathfeier sie so eng mit Zeit und Werk Mose's verknüpft, daß die Überlieferung dadurch bestätigt wird.

Nun erhalten wir darüber ja an vier Stellen sehr bestimmte Auskunft, leider zweierlei ganz verschiedene, und das ist schier so gut wie gar keine, da es darauf zurückgehn wird, daß eine empfundene Lücke von verschiedenen Seiten her nach Kräften ausgefüllt wurde. Irgendwie überzeugend ist keine von beiden. Die ältere — falls sie im Ethischen Dekalog Ex. 20, unserem Zehngebot in der Fassung von E, ursprünglich ist — begründet die Sabbathfeier damit, daß Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen und am siebenten Tage geruht habe: „Darum segnete er den siebenten Tag und heiligte ihn." Nun ist die Sechstageschöpfung samt Gottes Ruhen am siebenten Tage auf die spätere Fassung der Schöpfungsgeschichte in Gen. 1 erst nachträglich aufgesetzt, so daß sie der ursprünglichen Gestalt noch nicht angehörte. Und diese Vermehrung wird von der spätesten Quelle dargeboten, wie denn auch gerade diese Begründung des Sabbaths in der Gesetzgebung des Priesterkodex Ex. 31, 12—15 wiederkehrt. Das spricht nicht für hohes Alter. Sollten wir vollends diese Erklärung ernst nehmen, so müßte der Sabbath nicht nur Israel binden und durch Mose erst geboten sein, sondern die gesamte Menschheit, und zwar von dem Tage an, an dem der Schöpfer seinem Geschöpf dieses Beispiel gegeben hatte. In Wirklichkeit sagt sie uns nur, daß, als sie gefunden wurde, der Sabbath in Israel bereits so unbedingt gültig war und für so hochheilig galt, daß man überzeugt war, Gott selber könne ihn nicht durch Arbeit entweiht haben. Wir sind hier auf dem Wege zu der Anschauung der Rabbinen, die Gott selbst im Gesetze studieren lassen.

Immerhin halte ich es für möglich, daß die Sechstageschöpfung als Spekulation in solchem Sinne bereits im Dekalog von Ex. 20 könnte gestanden haben, ehe sie durch P in der Schöpfungsgeschichte Gestalt gewann. Wäre das so, so hätte sie den Urhebern des Deuteronomium im siebenten Jahrhundert vorgelegen, und sie hätten sie dann durch eine andere ersetzt, den Sabbath gleichsam profanisiert, indem sie ihn der Gemeinschaft solchen Verhaltens mit Gott selbst entkleideten. Denn die Erklärung des Sabbaths in Deuteronomium 5, dem Paralleltext zum Ethischen Dekalog, die sich jetzt andeutungsweise auch im Bundesbuch Ex. 23, 12 findet, ist rein sozialer Natur: Menschlichkeit gegenüber Knecht, Magd und fremdem Beisassen, Kind und Esel und allem Vieh, die in der Arbeit stehen, im Gedenken an die Zeit, da Israel selbst Knecht in Ägypten war und sein Gott Jahwe es von dort mit starker Hand und ausgerecktem Arm herausgeführt hat. — Diese Begründung tut in einer Beziehung ihre Schuldigkeit: sie erklärt, was wir bei der anderen vermißten, warum das Gesetz unter Mose und erst unter ihm gegeben ist. Aber in anderen Beziehungen befriedigt sie durchaus nicht. Sie begründet das Verbot harten Frondienstes, aber nicht der Arbeit überhaupt, die Ruhe für Knecht und Vieh, aber nicht für den Herrn, der doch unter keinem Zwange steht. Vor allem bleibt sie jede Erklärung da schuldig, wo die andere genügt, für die Heraushebung gerade des siebenten Tages. Dagegen sehen wir hier deutlich die Hand der Deuteronomisten an der Arbeit, und zwar in den beiden Richtungen, die ihnen eigen sind. Sie suchen einerseits überall die sozialen Sitten zu mildern, Menschlichkeit einzuprägen — und damit steht diese Begründung auf dem Boden eines kulturellen Fortschritts zugleich und Verfalls, der mit der urwüchsigen Zeit Mose's kaum mehr etwas gemein hat. Anderseits aber wollen sie allen eigentlichen Kult, alles im engeren Sinne Heilige aus dem täglichen Leben und aus dem Bereich der Laienwelt ausschalten und einzig und allein beim Tempel in Jerusalem ansiedeln und aufhäufen. Darum hätten sie selbst das Vorbild Gottes bei der Sabbathfeier und das

*) J = Kultischer Dekalog Ex. 34, 21; E = Bundesbuch Ex. 23, 12; Ethischer Dekalog Ex. 20, 8—11; Deuteronomium Deut. 5, 12—15; Heiligkeitsgesetz (H) Lev. 23, 1—3 und 19, 30; Priesterkodex (P) Ex. 31, 12—15 und 35, 1—3.

stolze Bewußtsein mit ihr in seine Fußtapfen zu treten, beseitigt. Gehört aber vollends die Sechstageschöpfung auch in der Idee erst der Quelle P an, so daß sie in Ex. 20 erst nach der Zeit des Deuteronomium eingetragen wäre — wie denn die meisten Ausleger heute dieser Meinung sind — so könnte sie dort eine Begründung des Sabbaths ersetzt haben, die den Männern des Deuteronomium noch bedenklicher und des Ersatzes durch eine unverfängliche erst recht dringend bedürftig erschienen wäre. Sie wäre für uns völlig verloren. — Jedenfalls trifft die eine wie die andere der beiden überlieferten Begründungen das Bedenken, daß sie einen Zusammenhang der Sabbathfeier mit der Jahwereligion als solcher im Unterschied von anderen Religionen durchaus vermissen lassen.

So fanden wir nicht, was wir brauchen; der Sabbath hängt uns nach wie vor in der Luft. Er ist da, angeblich seit Mose; aber woher er kommt, was er ursprünglich bedeutet, darüber sind wir ebenso ratlos wie vorher. Ja, die Art, wie er in der vollen Hälfte der acht Stellen der Gesetzgebung eingeführt wird (Ex. 20, 8 ff.; 31, 12 ff.; Lev. 19, 30; Deut. 5, 12 ff.) läßt fast schließen, daß er nicht erst von Mose eingeführt, sondern von ihm bereits vorgefunden, nur übernommen und eingeschärft wäre. Denn da wird der Sabbath als etwas Bekanntes vorausgesetzt: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest!", oder „Meine Sabbathe sollt ihr halten!" Wäre das so, so reichte der Sabbath in Israel über Mose zurück, vor die Zeit des Volkes Israel in die des schweifenden Nomadentums, der ungeeinigten oder nur gruppenweise zusammengeschlossenen Stämme. Gegen diese Möglichkeit haben eine Anzahl meiner angesehensten Fachgenossen (z. B. Marti, Stade, Smend) mit Entschiedenheit Einspruch erhoben. Sie vertreten die Ansicht, der Sabbath könne nicht in die nomadische Vorzeit Israels, auch nicht die eines Mose, zurückreichen, weil das Leben des Hirten ein völliges Feiern von der Arbeit gar nicht gestatte, das Vieh vielmehr seine Pflege im Weiden, Tränken, Melken usw. Tag für Tag unweigerlich fordere. Das sei anders beim Ackerbau, und so müsse Israel den Sabbath erst nach der Einwanderung in Kanaan, von der ansässigen Bevölkerung der Kanaaniter, übernommen haben. Nun ist es keinen Augenblick zweifelhaft, daß Israel nach der Einwanderung viel von den Kanaanitern übernommen hat, auch was später ganz ihm eigen und Bestandteil seiner Jahwereligion war, so seine bürgerliche Gesetzgebung im Bundesbuche, so die drei Erntefeste, Mazzen, Pfingsten, Laubhütten. Warum also nicht auch den Sabbath? Aber so einleuchtend das klingt, ist es dennoch irrig geschlossen und ganz unmöglich. Denn in Kanaan begegnen wir keiner Spur des Sabbaths. Nehemia muß (13, 17—21) gegen die kanaanitischen Händler vorgehn, die am Sabbath ihre Waren in Jerusalem einführen. Und stehn uns von den alten Kanaanitern wenig Nachrichten zur Verfügung, so haben wir die um so reichlicher von den Phöniziern, ihren Stammesgenossen, über das ganze Mittelmeer hin, bis nach Karthago, Gallien und Spanien: auch da nicht die leiseste Spur des Sabbaths; vielmehr ist sich Israel mit Recht bewußt, daß es mit ihm allein dasteht in seiner ganzen Umgebung.

Und was die Arbeitsenthaltung angeht: wer sagt denn jenen Zweiflern, daß in der alten Zeit, um die es sich handelt, schon alle die 39 Arbeiten am Sabbath verboten waren, die Angst und Grübelei im Talmud glücklich zusammengebracht hat, bis zu dem Verbot eines Weges von mehr als rund einem Kilometer? Es trifft sich so, daß wir im Alten Testament einen kleinen Beweis vom Gegenteil haben: die älteste Stelle aus dem Leben Israels in Kanaan, die uns erhalten geblieben ist (2. Kön. 4, 23). Wir ersehen daraus, daß man im neunten Jahrhundert v. Chr. eine Reise über Land, bei der man Reittier und Knecht an die Arbeit stellen mußte, auf den Sabbath zu legen pflegte, eben weil da andere Arbeit ruhte. Es versteht sich eben von selbst, daß das Gebot des Feierns von der Arbeit sich wechselnder Lebensweise anpaßte, daß also die Sabbathruhe im Laufe der Jahrhunderte ein immer neues Gesicht annahm und erst ganz allmählich zu der Ausgestaltung kann gelangt sein, die wir endlich im späten Judentum vorfinden.

2

Von solcher Einsicht geleitet hat man sich dann weiter umgesehen, auch nach Erscheinungen, die mit dem Sabbath Israels nur verwandt sind, die etwa Vorstufen zu seiner vollen Ausbildung bedeuten könnten. Ein weites Feld dafür ist uns aufgetan durch die Erschließung des babylonisch-assyrischen Altertums, mit dem ja Israel selbst seinen Zusammenhang bezeugt, wenn es seinen Stammvater Abraham von Ur in Chaldäa nach dem Westen einwandern läßt. In der Tat hat man dort in dem ungeheuren Vorrat an kulturellen und kultischen Nachrichten aller Art nicht vergeblich gesucht.

Zuerst ist festzustellen, daß die Heiligkeit der Siebenzahl in Babylonien mindestens seit dem dritten Jahrtausend v. Chr. nachgewiesen werden kann und für alle möglichen Verhältnisse mit Vorliebe in die Erscheinung tritt. Aber die siebentägige Woche hat man dort nicht gefunden; vielmehr steht mit ihr eine gelegentliche Sechsteilung des Monats, also eine fünftägige Woche, geradezu in Widerspruch. Ein einziges Mal, für einen Schaltmonat, fand man den 7., 14., 21., 28. des Monats herausgehoben, daneben den 19., als den 49. = 7×7. Tag des vorhergehenden Monats. Immerhin ist das etwas Anderes als der Sabbath, da der ja nicht den einzelnen Monat teilt, sondern dessen Schranken unbekümmert überschreitet. Aber freigeben muß man freilich die Möglichkeit, daß auch die Hebräer in ältester Zeit mit jedem Monat neu begannen und erst später den Sabbath vom Mondumlauf ablösten*). Eine Spur solcher Entwicklung scheint sich fast darin zu verraten, daß uns im Alten Testament der Sabbath immer und immer wieder (Am. 8, 5; Hos. 2, 13; Jes. 1, 13 und 66, 23; Hes. 45, 17 und 46, 1; Neh. 10, 34; 1. Chr. 23, 31; 2. Chr. 2, 3) gepaart begegnet mit dem Neumondtag, mit ihm zusammengehört, also gleicher Art mit ihm ist, wie denn an jener Stelle des zweiten Königsbuchs (4, 23) neben dem Sabbath auch der Neumondtag für eine Reise zur Verfügung steht, also ein Feier-, nicht ein Arbeitstag ist. Wir werden Ursache finden, darauf noch einmal zurückzukommen. — Jene babylonischen Siebenertage aber sind nun nicht Tage der Freude, wie der Sabbath das in Israel ist, sondern böse Tage, ûmu lemnû, dies nefasti, mali augurii, an denen man, vor allen Dingen der König, gewisse Handlungen vermeidet, weil man sonst schlimmen Ausgang erwartet. Man braucht, um das anschaulich zu machen, ja nur etwa an den Freitag bei uns im Volksglauben zu erinnern. Hier ergibt sich für die Entwicklung oder Vorgeschichte des Sabbaths eine neue Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit. Auch bei ihm dürfte Grund und Zweck des Feierns ursprünglich nicht das Ausruhen von Arbeit und Mühe gewesen sein, sondern religiöse Scheu, worauf immer begründet, worauf immer anfangs bezogen und beschränkt. Wir haben alle Ursache, danach ferner Ausschau zu halten.

Darin werden wir bestärkt durch einen weiteren Fund. Es gab in Babylonien Tage, die den Namen šabattu führten, ohne Zweifel dasselbe Wort mit dem alttestamentlichen šabbāt = Sabbath, das im Hebräischen ganz unsicherer Ableitung und Grundbedeutung ist. Bei dem hohen Altertum des babylonischen Gebrauchs ist die An-

*) So erklärt wieder die neueste Äußerung, die mir bekannt geworden ist, die von Eißfeldt in der zweiten Auflage von „Religion in Geschichte und Gegenwart" unter „Feste und Feiern" Sp. 553 f., den Sabbath aus den Mondphasen, und läßt ihn durch Vermittlung der Kanaaniter aus Babylonien übernommen sein.

nahme kaum zu umgehn, daß der Name dorther stammt und auf den israelitischen Brauch von da aus übertragen ist. Diese Tage aber werden dort erläutert als „Tage der Beruhigung des Herzens (ûm nuh libbi) der Götter", d. h. Buß- und Bettage, mit allerlei dem entsprechenden Bräuchen. Das Gepräge des Freudentags hätte dann danach der israelitische Sabbath wahrscheinlich erst viel später erhalten, als seine religiöse Natur verblaßte und die soziale in den Vordergrund trat.

Von diesem babylonischen Sabbath aus hat man nun vor einigen zwanzig Jahren einmal geglaubt, unser alttestamentliches Rätsel mit einem Schlage lösen, die anfängliche Natur des Sabbaths bestimmen und seine Entwicklung zu dem, als was er nun vor uns steht, mit Sicherheit verfolgen zu können. Im Jahre 1904 wurde eine neue, ganz unscheinbare Keilschrift entdeckt und entziffert, in der der 15. des Monats als šabattu bezeichnet wird. Da der astronomische Monat 29½ Tage umfaßt, bedeutet der 15. seine Halbscheid, also, so schloß man, den Vollmondtag, und da nun der alttestamentliche Sabbath, wie wir hörten, so häufig mit dem Neumond gepaart wird — man bedenke wohl, daß das nicht die völlige Verfinsterung des Mondes ist, die wir so bezeichnen, sondern der Tag der ersten schmalen Sichel des neuaufleuchtenden Mondes — so war die zuversichtliche Lehre, man möchte sagen das Dogma, fertig, der Sabbath sei ursprünglich der Tag des Vollmonds gewesen. Also nicht frei vom Mondumlauf, sondern fest an ihn gebunden, nicht Abschluß und Herrscher der siebentägigen Woche, sondern der des Monats auf der Höhe des ihn bestimmenden Gestirns. Es ist zu bewundern, mit welchem Scharfsinn Johannes Meinhold in Bonn den Beweis geführt hat, daß zuerst das Deuteronomium in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts Neumond und Vollmond als bedenkliche Feste ausgemerzt habe; daß dafür, dem Bedürfnis der Ruhe entsprechend, allmählich der je siebente Tag als Ruhetag, zunächst in der Erntezeit, unter dem alten Namen des Vollmonds, Sabbath, sich in Israel eingebürgert habe; daß endlich — man bedenke, kaum 50 Jahre nach dem Deuteronomium — Hesekiel diesen siebenten Tag geradezu gewalttätig für das ganze Jahr zur Pflicht gemacht habe. Mit dem Sabbath ist ihm der gesamte Ethische Dekalog — den man freilich nicht auf Mose wird zurückführen dürfen, da er durchaus prophetischen Geist atmet — in jeder Fassung erst nachexilischer Herkunft.

Es ist zu beklagen, daß sich eine ganze Reihe Fachgenossen von dieser vermeintlichen Entdeckung hat überzeugen lassen, und ganz besonders, daß sie in ein so verbreitetes Handbuch wie Hölschers „Geschichte der israelitischen und jüdischen Religion" (1922) Eingang gefunden hat, obendrein als sicheres Ergebnis. Dazu ist denn nicht der geringste Anlaß. Weder werden im Deuteronomium Neumond- und Vollmondfeier auch nur mit einem Worte abgeschafft, noch bei Hesekiel auch nur mit einem Worte eine neue Feier des Sabbaths vorgeschrieben. Vielmehr lautet bei ihm die Anklage überall (20, 12 ff.; 22, 8 und 26; 23, 38; 44, 24), daß Israel seit langen Zeiten, zweifellos weit über die deuteronomische Reform zurück, den Sabbath im alten Sinne nicht gehalten habe. Welches der sei, wird nirgends gesagt, geschweige denn vorgeschrieben, weil jedes Kind das weiß. Nach wie vor wird der Sabbath ganz selbstverständlich von ihm mit dem Neumond gekoppelt (45, 17; 46, 1 ff.), ebenso wie noch weit später im Werke des Chronisten (I, 23, 31; II, 2, 3; Neh. 10, 34), und nur ganz zufällig und unverfänglich wird einmal (46, 1) durch Erwähnung der „sechs Werktage" neben dem Sabbath klar, daß es sich natürlich um unseren Sabbath, den siebenten Tag, handelt. Ebensowenig aber wird in der ältesten Stelle des Gesetzes (Ex. 34, 21) das Ruhen von der Arbeit nur für die Erntezeit geboten; vielmehr wenn es da heißt „Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten Tage sollst du ruhen; in der Pflüge- und Erntezeit sollst du ruhen", so heißt das natürlich nicht, nur in der Pflüge- und Erntezeit, sondern selbst in ihr, d. h. so sehr die Arbeit auch drängen mag, sollst du ruhen, richtiger übersetzt „sollst du Sabbath halten". — Ganz übersehen aber haben alle Vertreter des Vollmonds eine sehr alte Stelle, 2. Kön. 11, 5 ff., beim Sturz der Königin Athalja von Juda, etwa 836 v. Chr. Da erfahren wir, daß in Jerusalem an jedem Sabbath zwei Drittel der königlichen Leibwache zum Dienst am Tempel aufzogen, daß dann eins der beiden Drittel während der Werktage in diesem Dienste blieb und am nächsten Sabbath von den beiden anderen Dritteln wiederum abgelöst wurde. Es versteht sich für jeden, der einmal die Waffe geführt, früher sagte man „des Königs Rock getragen hat", von selbst, daß ein solches Kommando nicht von Vollmond zu Vollmond, also einen vollen Monat dauern kann, daß vielmehr die Ablösung jede Woche erfolgt sein muß.

Aber selbst in Babylonien steht es mit dem Sabbath als Vollmondstag recht bedenklich. Es handelt sich in jener Stelle um die Fünferwoche, und nicht nur der 15., sondern alle Fünftertage werden darin hervorgehoben, der 15. also nicht als Vollmondstag, wie er denn auch keineswegs als solcher benannt wird, sondern als Fünftertag und Halbscheid des Monats. Daß unter solchen Umständen der 15. ein Hauptopfertag ist — wie übrigens neben ihm auch der 7. und 28.*) — ist sehr begreiflich, auch daß er šapattu heißt, wenn das der Buß- und Bettag šabattu ist; aber dann ist er nicht der Sabbath, sondern ein Sabbath neben andern. Der beste Kenner hebt hervor, daß der Name gelegentlich auch ganz allgemein im Sinne eines „Feiertags" gebraucht werde. — Um aber der Sache vollends ins Gesicht zu sehen, so ist festzustellen, daß der 15. des Monats gar nicht der Vollmondstag ist. Jener selbe beste Kenner hebt auch hervor, daß die Vollmondsfeier in Babylonien schon am 11. des Monats beginne und am 15. ihr Ende, am 13. aber ihren Höhepunkt erreiche. So ist eben der 13. der Tag des Vollmonds selbst. Daß das wirklich so ist, beweist eine einfache Rechnung. Wir hörten schon, daß der Neumondstag der des ersten Lichts des neuen Mondes ist, genau bezeichnet der erste volle Tag nach dessen Aufleuchten. Nun hat der Monat 29¼ Tage (plus 44 Minuten 3 Sekunden). Da aber rund drei Tage seines Umlaufs für uns verdunkelt sind, Zu- und Abnahme seiner Scheibe aber in unbedingter Regelmäßigkeit sich vollzieht, so erreicht er seine volle Höhe im Vollmond auf der Hälfte nicht von 30, sondern von 26 bis 27 Tagen, also nicht am 15. des Monats, sondern am 13. oder 14. einschließlich des Neumondstags. Daß es so stehe, hatte ich mir selbst errechnet und fand es dann für das babylonische Altertum durch den Assyriologen, für den Naturhergang durch den Astronomen der Universität Würzburg vollauf bestätigt. Leicht kann jeder sich durch das Experiment davon überzeugen.

Seit kurzem ist es denn auch von dem Vollmondstag als Sabbath recht still geworden**). Der Sabbath darf wieder alle sieben Tage kommen, statt alle 30, er beherrscht nach wie vor und seit den ältesten Zeiten die Woche, nicht den Monat. Nur daß er seinen Namen aus Babylonien mitgebracht hat, daß er daher wohl ursprünglich wesentlich dasselbe wie dort wird bedeutet haben, nämlich einen Tag religiöser Feier und scheuer Enthaltung, das dürfen wir als Gewinn verzeichnen. (Schluß folgt)

Marburg Karl Budde

*) Vgl. B. Landsberger, Der kultische Kalender der Babylonier und Assyrer, 1. Hälfte 1915. Er ist auch in den folgenden Sätzen als „der beste Kenner" gemeint.

**) Eißfeldt a. a. O. läßt doch den Namen „Sabbath" wieder auf „den Namen des Vollmondstages šabattu" zurückgehn.

Neues zum Johannesevangelium

1

Kürzlich erschienen im Verlag von Bertelsmann in Gütersloh ungefähr zu derselben Zeit zwei Arbeiten über das Johannesevangelium, die das Problem des vierten Evangeliums von verschiedenen Gesichtspunkten aus anfassen, aber darin, offenbar völlig unabhängig voneinander, übereinstimmen, daß sie die tiefe Verwurzelung der johanneischen Gedanken im Judentum, und zwar im palästinensischen Judentum, aufweisen. Es ist sehr reizvoll, diese beiden Arbeiten miteinander zu vergleichen und zu ihnen Stellung zu nehmen. Die eine stammt von Bornhäuser und hat den Titel: „Das Johannesevangelium, eine Missionsschrift für Israel", die andere von Büchsel, betitelt: „Johannes und der hellenistische Synkretismus"*).

Beide Arbeiten haben gemeinsam, daß sie auf dem richtigen und zukunftsreichen Forschungswege wandeln, den die heutige neutestamentliche Wissenschaft mit zähem Fleiße geht, d. h. sie sind darin einig, daß diese Wissenschaft nur wirkliche Fortschritte machen kann, wenn sie immer genauer und sorgfältiger die Umwelt des Neuen Testamentes heranzieht und mit dem Inhalt des Neuen Testamentes vergleicht. Die Schwierigkeit für weitere Kreise ist dabei freilich die, daß jene Umwelt, also etwa die rabbinische Literatur auf der einen Seite und die Religionen der hellenistischen Zeit, z. B. die Kulte des Dionysos, Attis, der Isis, des Adonis, des Mithras, auf der anderen Seite, ferner etwa die religiöse Gemeinschaft der Mandäer, weiteren Kreisen noch nicht so bequem zugänglich ist, daß man davon vieles als weithin bekannt voraussetzen könnte. In meiner Schrift „Die Umwelt des Neuen Testamentes" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) habe ich daher die wichtigsten Texte zur Kenntnis dieser Umwelt zusammengestellt. Allerdings will ein solches Buch studiert sein. Auch muß man die dort gegebenen Hinweise auf neutestamentliche Stellen nachschlagen, wenn man sehen will, um was es sich dabei handelt.

Büchsels Buch stellt an der Hand einer Untersuchung der wichtigsten johanneischen Begriffe den Versuch dar, die Unabhängigkeit der johanneischen Gedankenwelt von dem hellenistischen Synkretismus und ihre Verankerung in der jüdisch-christlichen Entwicklung nachzuweisen. Bornhäusers Untersuchung geht lediglich den positiven Weg, darzulegen, daß man von Sirach, Septuaginta, Mischna, Mekhilta aus — Mischna und Mekhilta sind rabbinische Schriften des neutestamentlichen Zeitalters — das vierte Evangelium besser verstehe, als das bisher der Fall war.

Sowohl für Büchsel als für Bornhäuser stammt das vierte Evangelium von dem Zebedaiden Johannes. Dabei ist sehr lehrreich, daß Büchsel es für „Griechen, und zwar für heidenchristliche Griechen, nicht etwa für Christen aus der jüdischen, griechisch redenden Diaspora geschrieben" sein läßt, während Bornhäuser nachweisen zu können meint, daß das vierte Evangelium nur für Juden verfaßt sei, und zwar für wirkliche Juden, die für das Christentum erst gewonnen werden sollen, nicht etwa für Judenchristen. Über die Abfassungszeit macht Büchsel keine von dem Bisherigen abweichende Ansicht geltend, während Bornhäuser das Evangelium in die Zeit vor 70 n. Chr. versetzt.

Beide Untersuchungen bringen auch für weitere Kreise des Anregenden und Wertvollen genug, wobei Bornhäuser für den Fernerstehenden noch zugänglicher ist als Büchsel, da Bornhäuser in die Entstehung seiner Urteile und in sein Vergleichsmaterial noch besser einen Einblick gewährt als Büchsel, der von einer zusammenfassenden Umschau aus seine Urteile fällt. Beide Arbeiten ergänzen einander, da Bornhäuser auf das Verhältnis des vierten Evangeliums zum hellenistischen Synkretismus überhaupt nicht eingeht, während das ja gerade das Hauptthema des Büchselschen Buches ist. Regt das Buch von Bornhäuser vor allem dazu an, Wortlaut und Gedanken des vierten Evangeliums genau zu erfassen und vom Judentum her zu interpretieren, so bietet, außer der gleichen Anregung, das Buch Büchsels noch den allerdings besonders für den Kenner sehr willkommenen Vorzug, daß man hier für die meisten johanneischen Begriffe das Material aus der Umwelt kurz zusammengefaßt vorfindet.

2

Die Stellungnahme zu dem Buche von Büchsel stößt auf folgendes Problem: Ist es richtig, daß sämtliche johanneischen Begriffe aus jüdisch-christlichen Gedanken ableitbar sind? Und: wenn das richtig ist, liegt dann nicht trotzdem die Sache beim vierten Evangelium so, daß dieses Evangelium — unbeschadet seiner Abhebung und Abgrenzung vom hellenistischen Synkretismus — dennoch in vielen Punkten etwas sagt, was für jenen Hellenismus Brücken, Anknüpfungspunkte, Verständnismöglichkeiten bietet, also eine Front zu jenem Hellenismus hin darstellt?

Stellt man die Frage so, dann sieht man, daß Büchsels Erörterungen zwar meist in der Hauptsache richtig sind, aber doch einseitig. Man kann das aus seinen eigenen Worten aufweisen:

Seite 46 sieht sich Büchsel zu der Erklärung genötigt, daß der Evangelist das Wort sōtēr (= Erretter, Heiland) „mit der Absicht brauche, daß die Griechen in Jesus die Erfüllung ihrer Heilandserwartung finden". S. 58 sagt Büchsel, daß „gewiß auf Leute aus dem hellenistischen Synkretismus manches gerade an der johanneischen Anschauung vom Leben als verwandt gewirkt haben wird". S. 65 hebt er hervor, daß „mittelbar der Gedanke der Geburt aus Gott, des Zeugens Gottes auf die Mysterien zurückgehe", S. 68, daß „die Lichtanschauung des Hellenismus von der des Judentums und des Johannes in mancher Beziehung kaum zu unterscheiden sei". Zu Joh. 4, 24 (Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit) sagt er, daß Johannes bei der Formulierung dieses Gedankens an Hellenistisches gedacht habe. Ja, S. 96 erklärt er, daß Joh. 8, 32 (die Wahrheit macht frei) „unmittelbar vom griechischen Denken abhängig sei"!

Dabei hebt Büchsel noch gar nicht einmal hervor, daß — unbeschadet alles Jüdischen in dem Begriff — doch zweifellos der Logos eine Brücke darstellt auch zu hellenistisch-orientalischem Denken. Ferner erwähnt Büchsel merkwürdigerweise, soviel ich sehe, nicht, daß ja doch das Weizenkorn in Kapitel 12 auf die Mysteriensprache hindeutet. Auch schiebt er doch zu rasch bei dem Weinstock jeden Gedanken an Dionysisches zurück und erörtert überhaupt nicht alles das, was man an das Weinwunder angeschlossen hat, das ja vor allem für Grill in seinen „Untersuchungen zum Johannesevangelium" der Anlaß gewesen ist, etwaigen Beziehungen des vierten Evangeliums zum Dionysoskult nachzugehen. Grill wird von Büchsel überhaupt nicht erwähnt. Im Dionysoskult haben wir außer dem Weinstock auch den Hinweis auf die Omophagia (das Essen rohen Fleisches in der Ekstase), das man bei dem „Kauen" des Fleisches Christi (im Kapitel 6) mindestens erwägen muß, wie bei dem Bluttrinken die Analogie etwa auch aus dem Attiskult und zu den Formeln von Kapitel 6 über Fleisch und Blut und ewiges Leben — mögen diese noch so „mystikfern" (um mit Bornhäuser zu reden) vom Evangelisten gemeint sein — die Analogien in der Mysteriensprache. Auch Begriffe wie „reinigen" und „frei machen" und noch manches Andere

*) Karl Bornhäuser: Das Johannesevangelium usw. 202 S. 6.50 M. — Friedrich Büchsel: Johannes usw. 116 S. 4 M. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, zweite Reihe. Band 15 und 16.)

bei Grill hätten es verdient, von Büchsel mindestens berücksichtigt zu werden. Von dem Problem der etwaigen Beziehungen des vierten Evangeliums zu Indien (vgl. mein Heft „Das Johannesevangelium" bei Bonz in Stuttgart) reden weder Büchsel noch Bornhäuser. Abgesehen hiervon: Büchsel selber gibt ja die oben aufgewiesenen Andeutungen, die dahin gehen, daß er doch die dem Hellenismus gegenüber offene Seite des vierten Evangeliums sieht, aber er läßt das allzu sehr zurücktreten. In dieser Richtung muß also seine Arbeit, deren Einseitigkeit ja begreiflich ist und etwas sehr Richtiges zur Geltung bringen will, ergänzt und auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

Sowohl Büchsel als Bornhäuser sehen, daß auch das palästinensische Judentum nicht ohne griechische Beeinflussung z. B. in den Begriffen Tora = Weisheit = Wort verständlich ist. Um so mehr hätte Büchsel Anlaß gehabt, auch die dem Hellenismus offene Seite zur Geltung zu bringen. Seine Abwehrstellung (gegen Wetter, Bousset, Bauer, Reitzenstein usw.) hat aber dazu geführt, daß er das Schwergewicht allzu sehr auf die jüdische Seite gelegt hat.

Ich gebe sowohl Büchsel als Bornhäuser darin Recht, daß das vierte Evangelium — vgl. auch Bauer — nicht als „mystisch" bezeichnet werden kann, ferner darin — vgl. besonders Schlatter: „Sprache und Heimat des vierten Evangelisten" —, daß der Verfasser des vierten Evangeliums tief im palästinensischen Judentum verankert ist und von Geburt ein Hebräer und Aramäer sein muß. Anderseits weiß der vierte Evangelist sicher auch Bescheid in der hellenistischen Umwelt, und da taucht denn das schwere und von Büchsel nur ganz kurz erörterte Problem auf, das namentlich Windisch in seinem Buche „Johannes und die Synoptiker" aufs Korn genommen hat: Ist denn nun dieser geborene Palästinenser der Zebedaide Johannes? Von der Seite seiner palästinensischen Herkunft und Bildung steht dem nichts im Wege — aber wie steht es dann mit seinen Kenntnissen und Absichten im Verhältnis zum Hellenismus, und ist alles das im Munde Jesu denkbar, was er ihm zuschreibt? Wie steht es überhaupt mit dem geschichtlichen Wert dieses Evangeliums?

3

Ehe ich zu dieser schwersten Frage des Evangeliums etwas sage, noch einige Bemerkungen zu Bornhäusers Buch.

Alles steht hier immer unter der Frage: Wer konnte denn diese Ausführungen des vierten Evangeliums verstehen? und immer antwortet Bornhäuser: Nur die Israeliten. Besonders wichtig ist dabei für Bornhäuser die sogenannte „Toralogie", d. h. Lehre von der Tora, dem jüdischen Gesetz, der höchsten Autorität für den Juden. Die Tora ist die Weisheit, ist Licht und Leben. Von da aus interpretiert Bornhäuser den Prolog, und Büchsel hat da ganz ähnliche Gedanken. Über die dabei dennoch auch dem Hellenismus zugewandte Seite der Sache habe ich schon gesprochen. Folgt denn aber nun aus dem tief jüdischen Charakter des Evangeliums, der unleugbar ist, die Richtigkeit der These Bornhäusers, daß das Evangelium eine Schrift der Judenmission und nur das sei? Folgt weiter, daß alles, was es sagt, nur vor 70 aktuell war? Büchsel kommt auf solche Gedanken nicht. Mir scheint Bornhäuser hier allzu sehr einzuengen. Gewiß bietet er über die jüdische Seite des Evangeliums viele feine Beobachtungen. Aber es scheint mir doch deutlich zu sein, daß Bornhäuser, wenn er sich auch auf Büchsels Einstellung eingelassen hätte — vor allem in der oben von mir daran angebrachten Korrektur ihrer Einseitigkeit —, dann gesehen hätte, daß die Front des Evangeliums nicht nur nach dem Judentum hin gerichtet ist, sondern auch nach den Johannesjüngern hin, die doch nicht nur als Judentum anzusprechen sind, ferner auch nach dem Hellenismus hin, außerdem, wie besonders Windisch herausarbeitet, auch nach den Synoptikern hin (wobei zu bedenken ist, daß man dabei nicht nur in erster Linie an die uns vorliegenden Evangelien zu denken hat), ferner, daß das vierte Evangelium wohl auch antignostisch und antidoketisch gerichtet ist. Auch den Samaritanern hat das Evangelium etwas zu sagen. Das sind also eine ganze Reihe von Tendenzen, wozu noch deutlich alles das kommt, was an die Apostel und Jünger Jesu adressiert ist. Bornhäuser scheint mir alles zu sehr unter einen einzigen Generalnenner zu zwingen. Der Evangelist hat meines Erachtens zwar ganz besonders mit dem Judentum zu tun — er, der ja selber Israelit ist —, aber außerdem doch noch mit weiteren Strömungen seiner Zeit, die eine schwere Gefahr für das Christentum bildeten. Die Johannesjünger lassen sich meines Erachtens ebensowenig wie die Samaritaner unter die Rubrik „Judenmission" bringen.

Ist denn nun wirklich Alles, was das Evangelium sagt, nur vor 70 aktuell? Das vierte Evangelium scheint mir ein zwar gefährdetes und ringendes, mit vielen Konkurrenten kämpfendes Christentum vorauszusetzen, aber doch ein schon ausgereiftes, weltweites, das bereits Jünger der Apostel kennt. Büchsel scheint mir Recht zu haben, wenn er einen ausgereiften Mann hohen Alters hier reden hört. Ist das alles nur vor 70 möglich?

4

Und nun noch einige Worte über das von Bornhäuser und Büchsel nicht ausdrücklich erörterte Problem „Johannes und die Synoptiker" und damit über die Frage nach dem geschichtlichen Wert des Johannes-Evangeliums. Büchsel berührt diese Frage und erklärt sich die Freiheit des vierten Evangeliums den anderen Evangelien gegenüber, überhaupt dem Geschichtlich-Tatsächlichen gegenüber — ähnlich wie Windisch — daraus, daß der Verfasser des vierten Evangeliums „Pneumatiker" sei.

Dieser Gesichtspunkt ist gewiß wertvoll. Aber ich glaube, daß man, um die Stellung dieses Evangelisten — selbst wenn er der Zebedaide Johannes sein sollte — innerhalb der christlichen Tradition und auch zu etwaigen eigenen Erlebnissen als Augenzeuge zu verstehen, einen Begriff heranziehen muß, der bisher für die „Psychologie" des Evangelisten noch gar nicht geltend gemacht worden ist und doch bei diesem zweifellos von Geburt jüdischen Verfasser sehr nahe gelegen hätte: den Begriff des „Midrasch".

Midrasch heißt Schriftforschung. Liest man z. B. die Mekhilta, d. h. einen Kommentar zum zweiten Buche Mose aus neutestamentlicher Zeit (deutsch von Winter und Wünsche, Leipzig, Hinrichs), so bekommt man einen lebendigen Eindruck von dem Wesen des Midrasch. Gewiß ist das zunächst Auslegung der Bibel. Aber es steckt darin und äußert sich darin ein eigenartiges Bewußtsein im Verhältnis zu einer heiligen Überlieferung, ein Bewußtsein, das sich auf der einen Seite als abhängig von der Überlieferung weiß, auf der anderen Seite sich sehr frei zu ihr stellt. Man interpretiert die Überlieferung mit bestimmten Tendenzen. Diese Tendenzen sind predigtartig, d. h. praktisch, paränetisch, apologetisch, polemisch, erziehend, ermahnend. Dabei stellt man die Überlieferungen um, verbindet sie, wie es einem paßt. Man kennt „in der Tora kein Vorher und Hinterher". Man erfindet Reden der im Text vorkommenden Personen, auch Dialoge. Man meint: „Das ist meine Auffassung des Textes, der Überlieferung" und stellt dabei die Sache so dar, als ob der Text selber und seine Interpretation gar keinen Unterschied voneinander hätten. Es steckt im Midrasch eine künstlerische Gestaltungskraft.

Alles das, diese ganze Art, sich zu einer heiligen Überlieferung zu stellen, von einer solchen zu reden, sie zu gestalten, findet man im vierten Evangelium auf Schritt und Tritt wieder. Manchmal kann man nun beim Midrasch feststellen, woher er Dinge hat, die im Text nicht liegen. Da hat er, wie Gerhard Kittel in dem Anhang seines Buches „Hauptprobleme des Spätjudentums" für den Ofirismythus nachgewiesen hat, gelegentlich sogar Mythenstoffe übernommen. Oft aber sieht man genau, wie der Midrasch auf seine Aussagen von sich aus kommt, wie er den Text umbildet und künstlerisch gestaltet. Er ist — als Hebräer und Aramäer — an die direkte Rede gebunden. Er leitet oft aus dem Überlieferten ab, ohne, außer seiner künstlerischen Gestaltungskraft, etwas Besonderes noch heranzuziehen. Nun liegt beim vierten Evangelium die Sache so, daß wir überall da, wo wir die Synoptiker daneben haben, deutlich sehen können, wie es in der Art des Midrasch Lichter aufsetzt und formt — Lohmeyer (Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft, März 1928), sowohl als ich (Geisteskampf der Gegenwart 1928, Heft 4) haben kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß auch für das Johannes-Evangelium bei der Formung Zahlenbeziehungen (namentlich die Zahl 7) eine Rolle spielen —, umbildet, umstellt, wie das der Gewohnheit des Midrasch entspricht. Überall da aber, wo wir keine Parallelüberlieferungen haben, können wir das nicht und stehen dann vor allem vor der Frage, ob und wieso wir da auf geschichtlicher Tatsächlichkeit fußen. Da liegen gerade für das Johannes-Evangelium noch schwere Rätsel.

Zweierlei aber ist sicher: Einmal ist deutlich, daß der ‚Midrasch" — auch ohne das „Pneumatische" — die Art des vierten Evangelisten bei einem geborenen Juden und Palästinenser erklärt, sobald dieser eigene Erinnerungen oder Überlieferungen für seine Gegenwart fruchtbar machen und darstellen wollte. Ferner ist klar, daß auch von hier aus die Lage der heutigen Forschung dem Johannes-Evangelium gegenüber zeigt, wie ernsthaft die Frage nach der Herkunft dieses Buches vom Zebedaiden Johannes zu erwägen ist.

5

Um zum Schluß noch an einem Einzelbeispiel zu zeigen, was man vom Midrasch aus für das Johannes-Evangelium erkennt, seien einige Bemerkungen zu der Rede Jesu in der Synagoge zu Kapernaum Kapitel 6 beigefügt.

Rein aus der Luft gegriffen scheint es mir nicht zu sein, daß diese Rede gerade in die Synagoge verlegt wird. Die Szene spielt um die Passahzeit. Beim Passahlamm wird im Midrasch das Essen seines Fleisches betont. Ferner werden in dieser Zeit des jüdischen Kirchenjahres die Abschnitte verlesen, in denen 2. Mose 16, 4 das Wort von dem „Brot vom Himmel" steht. Mit dieser Stelle verbindet der Midrasch gern die Stelle Sprüche 9, 5, wo es, nach der Auslegung des Midrasch, von der Tora heißt: „Kommt, esset von meinem Brot und trinkt von dem Wein, den ich gemischt habe." Da haben wir alle Stücke zusammen, die zeigen, daß um die Passahzeit in der Synagoge Gedanken an die Hörer herangebracht wurden, die besagten: „Die Tora ist das wahre Himmelsbrot und spendet den wahren Wein. Das Fleisch, das man essen muß, um die Tora zu erfüllen, ist das Fleisch des Passahlammes." Wenn man nun auf dem Standpunkt steht, daß Jesus die wahre Tora bringt und ist, ferner, daß er das wahre Passahlamm ist, so kommt man auf Formeln wie die: „Wer Jesus ißt, das wahre Himmelsbrot, der hat das ewige Leben", während der Jude sagt: „Wer die Tora erfüllt, hat das ewige Leben." Ferner ergibt sich die Formel: „Mein Blut ist der wahre Trank, der wahre Wein, und, wer mein Blut trinkt, hat das ewige Leben", außerdem: „Nicht, wer das Fleisch des Passahlammes ißt, hat das ewige Leben, sondern, wer mein, Christi, Fleisch ißt, hat das ewige Leben." Mystisch ist das ebensowenig gemeint wie bei der Tora oder dem Passahlamm. Aber es liegt doch dabei sehr nahe, zu sagen: eine Front gegen und eine Brücke zu mystischen Formeln liegt in solchen Aussagen mit darin. Dann steht man vor dem Problem: Solche Gedanken konnten im Anschluß an eine Synagogenpredigt und in einer Synagogenrede Christi erklingen. Sie sind Midraschgedanken und als palästinensisch begreiflich. Sind sie dann im Munde Jesu echt? Sind sie das, auch wenn sie Beziehungen zu nichtjüdischen Kulten enthalten? Hat sich Jesus damals schon als die wahre Tora und als das wahre Passahlamm gewußt? Jesus konnte — besonders in Galiläa (vgl. mein Buch „Die Umwelt des Neuen Testamentes") — von Mysteriengedanken wissen. Jesus muß den Midrasch in den Synagogen genau kennen gelernt haben, zumal er ja das jüdische Kirchenjahr oft genug miterlebt hat. Liegt nicht nach allen diesen Überlegungen doch der Rede Jesu in Kapernaum mehr zu Grunde als nur eine Erfindung des Evangelisten?

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Forschung für das Johannes-Evangelium jetzt vor allem die Aufgabe hätte, weiteren Kreisen das Vergleichsmaterial noch besser zugänglich zu machen, namentlich auch etwa einen Midrasch wie die Mekhilta. Nach der Übersetzung von Winter und Wünsche (s. o.) können Viele da noch nicht alles sehen, was zu sehen ist, auch nicht so ohne Weiteres nach den Texten bei Strack-Billerbeck (Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch), den freilich heutzutage Jeder kennen muß, der über neutestamentliche Fragen ein Urteil gewinnen will. Der in Aussicht stehende Kommentar zum Johannes-Evangelium von Bultmann wird ja sicher alle Probleme in vollster Genauigkeit und Ausführlichkeit behandeln, und dann werden auch weitere Kreise zur Stellungnahme zu den anregenden Arbeiten von Büchsel und Bornhäuser noch mehr befähigt werden als bisher. Die vorstehenden kurzen Hinweise können sich dann auch für Manchen, der ernsthaft ein Verständnis des vierten Evangeliums sucht, als Richtlinien fruchtbar erweisen.

Leipzig Paul Fiebig

Barths Dogmatik

3. Das Forschungsproblem

Der „Aktualismus" Barths hat vor allem seine Zuspitzung und Bedeutung in der Betonung der Gegenwärtigkeit der Offenbarung, zu der sich nicht ohne Grund bei Barth ständige Anspielungen auf die Idee des Einzelnen gesellen. Würde mit dieser Idee, mit dem Einzelnen, Ernst gemacht, so hätte freilich erstens gefragt werden müssen, wie dann Kirche möglich sei, bzw. was dann Kirche heiße. Zweitens hätte sich gezeigt, daß eine Lehranstalt, in der als Wort Gottes allgemeingültige Offenbarung — und das ist im Grunde Weltanschauungslehre — vorgetragen wird, nicht Kirche ist. Denn sie mißversteht die Offenbarung und sich selbst. In der supranaturalistisch verstandenen reservatio, daß der Heilige Geist ja das Verständnis erschließt, geht der fruchtbare Ansatz, der mit dem Aktualismus und seiner Zuspitzung auf den Einzelnen gemacht ist, verloren.

Es handelt sich um den Einzelnen, behauptet Barth, und zwar abgesehen von aller kategorialen Formung (S. 66). Wenn es dennoch gar so sehr ums Reden gehen soll, so hätte hier die Möglichkeitsfrage ihren Platz gehabt: Wie ist denn unter Absehen von aller kategorialen Formung Rede möglich? Barths Lehre vom Wort gibt hierauf keine Antwort. Aber sie gibt einen Hinweis: die Dogmatik soll nämlich nur das Wort der Predigt auf das Wort der Schrift beziehen. Lehre von dieser Beziehung soll sie sein. Sie hat es also mit zwei ausdrücklich relativen Größen und ihrer Beziehung zu tun. Gegen die Bewußt-

seinstheologie gewandt, bedeutet das: sie kann die Offenbarung nur als die direkt nicht faßbare Zwischenbestimmung umschreiben. Darin liegt — und das ist das Wichtigere — zugleich eine scharfe Wendung gegen die gewissermaßen einen Hergang oder Vorgang berichtende Theologie der Heilsgeschichte. Es wird nicht eine Geschichte erzählt, sondern von einer „Beziehung" zwischen Prediger und Text wird gehandelt. Das ist in der Tat ein neuer Anfang. Denn erstens ist damit implicite der „Einzelne" berücksichtigt. Zweitens ist hier eine Einheitsfront sowohl gegen die Aufklärung und ihre ganze Folgeentwicklung wie gegen den Supranaturalismus mit seiner „Geschichte" zwischen Himmel und Erde geschaffen. Die Aufklärung hat diese „Geschichte" aus den Angeln gehoben, aber um den Preis, Offenbarung zu einem epitheton ornans gewisser weltlicher Tatbestände oder Ereignisse (Vernunft, Persönlichkeit Jesu und so fort) zu machen. Barth wendet sich gegen beide, indem er die Offenbarung mit dem Hören der Einzelnen unlöslich verknüpft. In dieser Richtung liegt auch die positive Fruchtbarkeit seines „Doketismus". Erst mit dem Vernommen-werden ersteht die Offenbarungstatsache. Es gibt also nach Barth nicht einen auch vom Ungläubigen festzustellenden „Grund des Glaubens", sondern erst für den Glauben artikuliert sich der „Tatbestand", der Offenbarung heißt. Dieser Glaube soll Sache des Einzelnen sein.

Nochmals ist also die Frage: Wie kann es dann dogmatische Lehre und Mitteilung geben? Barth antwortet: als Beziehungslehre. Die Beziehung zwischen Prediger und Bibel ist aber nichts Anderes als die Beziehung zwischen dem „Hörenden" und dem Glaubenszeugnis, in dem die Gemeinde konstituiert ist. Die Dogmatik handelt von der Beziehung auf dies Zeugnis, nicht von an sich vollzogenen Ereignissen. Diese „Formalisierung" der Dogmatik ist in der Tat geeignet, dem Glauben Raum zu schaffen. Sie trägt zugleich, wie es Barths ausgesprochener Wunsch ist, dem „Kairos" der Gegenwart Rechnung. Denn sie richtet sich auf Überwindung des religiösen Individualismus, indem sie ihn „aufhebt", indem sie die Vereinzelung, in die der Mensch vor Gott gestellt ist, als die Tiefe des Individuums entdeckt. Sie stellt damit sich selber die Aufgabe, die Kirche und den Einzelnen zusammenzudenken. Diese Aufgabe kann sie allerdings nicht lösen, weil ihre Lehre vom Wort mit einer supranatural-magischen und heteronomen Scheinlösung, dem Eingreifen des Heiligen Geistes und dem bloßen sinnleeren Befehl zum Predigen das Problem überspringt. Dennoch ist gegenüber all jenen Repristinationsversuchen, die eine vom „Hören" losgelöste Heilsgeschichte kennen, hier ein neuer Weg beschritten. So künstlich Barths Konstruktion der Kirche teils anmutet, teils ist, sie ist keine Wunschfiktion wie bei jenen; denn sie weiß, daß die Offenbarung in Beziehung zum Einzelnen steht und daß die Kirche an den Einzelnen, nicht „an die Christenheit in Masse" appelliert. Sie sollte aber freilich auch bedenken, daß es dann dem dogmatischen Reden auch gar sehr um die Grenze des Redens und die Notwendigkeiten zu schweigen gehen müßte.

Im Kampf gegen die Erlebnistheologie gehen diese Probleme unter, und es kommt auch nur verschleiert zum Ausdruck, was Barth wesentlich von ihr trennt.

Wie wenig oder viel die „Bewußtseinstheologie" von Schleiermacher mit Recht oder vermeintlich übernommen haben mag, jedenfalls ruht sie auf der religiösen Haltung, wie sie durch Schleiermacher und den Idealismus geformt wurde. Ihr eigener Positivismus hat sie zwar von der Schleiermacherschen Transzendentalbegründung abgedrängt, und die positivistische Religionskritik, mit der Schleiermacher sich noch nicht auseinanderzusetzen hatte, hat sie auch in ihrer Haltung unsicher gemacht. Zwei Seelen wohnten ach! in ihrer Brust, eine positivistisch-skeptische und eine dogmatisch-fromme. Aber die Basis, in der sie sich vertrugen, war nichts Anderes als Schleiermachers Abhängigkeitsgefühl, die nicht theoretische, sondern existentielle Gottesgewißheit, die aller dogmatischen und christlichen Ausformung als inhaltliche, die Seele tragende petitio principii voranging und gerade damit auch diese dogmatische Ausformung gegen die anstürmende Skepsis feite. Diese Haltung ist zerbrochen.

Es war und bleibt das Verdienst Barths, den romantischen Schleier zerrissen zu haben, den religiöse Reflexion über die Abgründe der Wirklichkeit deckte. Es war und bleibt das Verdienst Barths, in der Theologie das zur Anerkennung gebracht zu haben, was man „in der Welt" längst wußte: die Abgründigkeit der menschlichen Existenz und ihrer Schöpfung, der Kultur. Aber der Versuch, hier eine wissenschaftliche Ausformung zu geben, ist mißlungen.

Barth hat sein Prinzip einst mit Kierkegaards Worten als den unendlichen, qualitativen Gegensatz von Gott und Mensch bezeichnet. Jetzt wird der qualitative Unterschied teils durch die supranaturalistisch-hegelianische Erleuchtungslehre (s. unten) beiseite geschoben, teils in eine Naturenlehre umgebogen, die darum viel naturalistischer als das alte Dogma ist, weil sie dessen vom „Idealismus" herkommenden Substanzbegriff nicht mitnimmt, und nur zum Schein durch die „existentielle" Kategorie der Begegnung vergeistigt wird.

Das erhellt an der Inkarnationslehre.

Sie lautet in Kürze: Nur der Mensch kann dem Menschen begegnen; denn Gott ist ungegenständlich; will also Gott dem Menschen begegnen, so muß er Mensch werden. Diese Konstruktion behandelt in der Tat Gott und Mensch wie zwei Qualitäten, für die dann eine Verschmelzung besorgt wird. Der im Bilde der Qualitäten liegende Naturalismus hat gesiegt. Der Gegensatz, der Wider-Spruch von Gott und Mensch ist zu Gunsten der Qualitätsunterschiede vergessen. Die Dialektik, die ursprünglich diesen Wider-Spruch ins Auge fassen wollte, ist zu rein formaler Begriffsdialektik geworden, mit der die Qualitätsunterschiede überbrückt werden. Ein solches Denken erhebt mit Unrecht den Anspruch, „existentiell" zu sein. Denn es konstruiert Bedingungen der Offenbarung, ganz abgesehen von der realen menschlichen Existenz, dem realen Widerstreit, dem Widerspruch und der Unversöhnlichkeit zwischen Mensch und Mensch, wohin Hegels Phänomenologie schon die Dialektik zugespitzt hat. Statt dessen verfällt es dem Scheinproblem, die abstrakten Qualitäten Gott und Mensch an sich zur Synthese zu bringen, wogegen schon sein Aktualismus es hätte feien sollen. Neben der Existenz des Menschen her, abgesehen von ihr, ist ein Gedankengespinst konstruiert, das weder mit der Existenz des Menschen noch mit dem Gehalt der Offenbarung sich abgibt.

Oder ist die Synthese doch ein aktuales Geschehen? Unterscheidet sich diese Konstruktion der Bedingungen der Offenbarung von dem alten orthodoxen Schema, das die Bedingungen der Heilszuwendung und ihre Aneignung auseinanderriß? Die Frage ist wichtig. Denn jene Zerreißung gerade machte die Versöhnungslehre mit allem ihr Anhangenden nicht sowohl rational als religiös fragwürdig (Sozinianer!!). Die Konstruktion von Bedingungen abseits der religiösen Existenz ist irreligiöse Tüftelei. Dieser Sackgasse zu entrinnen bemüht sich Barth, indem er jenes ganze Bedingungsgefüge in die Lehre vom Wort einfaßt. Das „Wort" ist ja gegenwärtiges Machtwort. So wird der eigentümliche „Doketismus" Barths von besonderem Gewicht. Er sichert die Aktualität. Wenn also die Jungfrauengeburt im Hören sich vollzieht, so war der Entrüstungssturm gegen sie überflüssig. Aber was soll man sich positiv unter solchen „Fakten — Nicht-fakten" denken, die im Hören geschehen? Wie gewinnt Barth die Verklammerung von Faktum und Wort? Durch den Doketismus allein nicht. Sondern wie das Wort die Fakten in sich hineinzieht, so ziehen umgekehrt auch die „Fakten" das Wort in sich und machen es zum magischen Fluidum; verbum fit elementum. Das Predigtwort ist Vehikel für die

magisch-okkulte Kraft, genannt Wort Gottes. In eine solche „Kraft" lassen sich selbst „Menschwerdung" und „Auferstehung" als Geschehen hineindeuten. Aber das „Wort" ist um seinen Sinn gebracht. Die Dialektik, die das Wort Gottes in den lügnerischen Menschenworten sich brechen läßt, macht die Wortverkündung zum Sakrament, bei dem die Worte zum Element werden. Das ist ein Rückschlag gegen jenen Rationalismus, der für die Klarheit und Helle, die die Reformatoren am Wort rühmten, die Tiefe des Worts preisgab. Aber es ist ein romantisch-magischer Rückschlag, der in schroffstem Gegensatz zur reformatorischen These steht. Die reformatorische Lehre ist durch die sakramentale Magie gebrochen.

So erklärt sich, daß der Lügner Gottes Wort reden kann. So wird die Fiktion gestützt, daß der Prediger Gottes Wort zu reden habe. Luther durfte das sagen kraft der Überzeugung, das Wort selbst auf der Kanzel zu bringen. Bei Barth wird es dank der Brechung des Worts zu einer Anmaßung, die über die Lage sich damit hinwegtäuscht, daß sie die Reflexion auf das eigene Lügen auf ein dialektisches Nebengleis abschiebt. So aber kommt die These von der Brechung des Worts um den guten Sinn, den sie haben könnte, nämlich den, jedweden dialektischen Kunstgriff, der dem Prediger den Kothurn, Gottes Wort zu reden, wieder verschaffen möchte, auszuschließen und die Perspektive des Redenden von der des Hörenden strictissime zu scheiden. Wenn der Prediger von sich weg auf Gott verweisen soll, darf er nicht mit der Mentalreserve auftreten, selber Gottes Wort zu reden. Wohl aber soll er mit der Gemeinde — er hat vor der Gemeinde nicht die kultische Prärogative, die Barth ihm gibt — um das Wort sich sammeln, das an ihn und die Gemeinde ergeht. Nur dann käme man dabei auf jenen Anspruch, selber das Wort Gottes zu reden, zurück, wenn man „jenes Einzelnen" vergessen hätte, dem das Wort gilt. Gemeinde der Einzelnen ist der Begriff, auf den hier alles ankommt. Dann handelt es sich nicht um eine menschliche Brechung des Gottesworts, sondern im Gegenteil um die Brechung des Menschenworts, in welcher Gott dieses zum Gotteswort machen kann. Diese Brechung ist nicht menschliche Veranstaltung, sondern göttliche Tat. Sie erst macht den Begriff „das Wort Gottes" möglich. Sie erlaubt das Kerygma „direkt" zu erfassen, als Wort der Vergebung, als Wort der Versöhnung, als Wort der Liebe. Dennoch wird es zum Wort Gottes erst, indem es den Einzelnen zu sich selbst und vor Gott bringt.

Von der Relativität der menschlichen Erfassung des Kerygma ist zu unterscheiden die Brechung, in der dies Kerygma zum Wort Gottes an den Einzelnen wird. Aber Barth vermengt beide. — Die Relativität, die hier nicht anders als allenthalben mitspielt, wird zu der entscheidenden „Brechung" gemacht, und damit wird der Sinn, der das Wort zum Wort macht, zu Gunsten des magischen Prozesses entwertet. — Natürlich ist man berechtigt von einem inadäquaten Ausdruck zu sagen, daß in ihm die Sache gegen den Ausdruck redet. Das ist natürlich nicht Magie, aber es ist auch nichts spezifisch Theologisches. Der Schritt zur theologischen Magie aber wird vollzogen, wenn man die Brechung, durch die das Wort zum Wort an den Einzelnen wird, mit jener Relativität zusammenwirft. Dann heißt jene bloße Relativität plötzlich Brechung, und dann wird „das Wort" zur okkulten Kraft, die den gebrochenen Menschenworten sich beigesellt. Dann aber kann auch die Verklammerung von Vergangenheit und Gegenwart nur doketisch-magisch erfolgen. Statt daß das Wort, das in die Welt gesprochen ist, in die Gegenwart erschallt, wird in ein gegenwärtiges Wort die Phantasmagorie von Nicht-Fakten, die in das Jahr 30 zurückprojiziert werden, hineingezaubert. So kann es nicht ausbleiben, daß die Verklammerung zerfällt und trotz des Doketismus zuletzt der Objektivismus eines „Redens Gottes an sich" siegt.

4. Geistesgeschichtliche Zusammenhänge

Der „Aktualismus" Barths hat seine Parallelen in der zeitgenössischen Philosophie. Die Auflösung des Gegenstandes in ein Bewußtseinsphänomen ist die durchgängige Intention des modernen philosophischen Subjektivismus. Ihm verschreibt sich Barth, um — die „Bewußtseinstheologie" zu bekämpfen. Dem Cohen-Natorpschen Idealismus entlehnt Barth die Gegenstandstheorie, die seiner Theologie zu Grunde liegt.

Auffallen muß, daß Barth gerade ein solches Schema aufgreift, um — die Objektivität der Offenbarung zu retten. Der Grund ist ersichtlich: hier ist eine Erkenntnistheorie gefunden, die den Gegenstand der Erkenntnis in die Erkenntnis auflöst, die also umgekehrt hier einen Gegenstand darbietet, der außerhalb dieser Erkenntnis nicht da ist, also auch nicht in Frage gestellt werden kann. Aber eine durchgängige Erkenntnistheorie dieses Stils kann Barth natürlich nicht brauchen; denn dann wäre ja auch sein Gegenstand mit allen andern, sei es den gleichen Kategorien der Gegenständlichkeit unterstellt, sei es doch auf sie eindeutig bezogen. Vielmehr muß Barth die Cohen-Natorpsche Erkenntnistheorie zu einem Reservat der Theologen erklären und kann zuhöchst in einer formalen Analogie mit dieser die profane Erkenntnis als bloße Denksetzung so abtun, wie jene zunächst die strenge Notwendigkeit lückenlos postulierten, aber durch nachträgliche Einklammerung mit der Freiheit versöhnten. Indes wichtiger als diese formale Analogie ist die Rolle, die der erkenntnis-theoretische Idealismus noch im dogmatischen System selbst spielt.

Es wäre ein eigentümlicher Zufall, daß nach dem „Bankerott" des Idealismus der Theologe ihm in der Theologie noch wahres Heimatsrecht nachweisen kann. Doch sollte er in dieser Sphäre am Ende Recht haben? Die „Ungegenständlichkeit" Gottes ist ja der neueren Theologie kein fremder Gedanke. Aber eine andere Frage ist, ob diese Ungegenständlichkeit im neukantischen Sinne interpretiert werden darf. Das geschieht bei Barth (ob invito autore, steht hier nicht zur Frage), und die Folge ist, daß die Erkenntnisgegenstände Momente am Erkenntnisprozeß sind. Das fieri Cohens und Natorps erscheint in theologischem Gewand. So wird die Objektivität des Worts gegen jeden Angriff gesichert. Aber trotzdem wird intra muros ein neuer Objektivismus gefestigt, zu dem die Lehre vom Wort nur das Piedestal liefert.

Die Umdeutung zwar der Fakten in das Wort ist mit idealistischer Hilfe erfolgt. Die Voraussetzungen für den Kampf gegen die „Bewußtseinstheologie" sind also nicht gerade günstig; um so größer wäre der Sieg. In Frage gestellt wird er schon dadurch, daß Barth mit diesem Schlagwort sehr verschiedene Gegner treffen will: Hegel, Schleiermacher und die moderne Schleiermacher-Renaissance.

Dem Ersten hat Barth sich selbst ausgeliefert. Denn die Herausstellung des Du Gottes, das von der Bewußtseinstheologie ausgeschaltet sein soll, mündet in der Erkenntnis eines „Aktes" „göttlicher Selbsterkenntnis, an dem ein Akt menschlicher Selbsterkenntnis hier Anteil bekommt", eines „Aktes" „menschlicher Selbsterkenntnis, der Anteil nimmt an einem Akt göttlicher Selbst*)-erkenntnis" (S. 357). Die Betonung des Tatcharakters der Offenbarung ändert an dem Prinzip der Konstruktion so wenig als die antirationale Berufung auf das Wunder, das dabei sich vollziehe. Im „Kreise" selbst, aus dem das Denken nicht mehr heraustreten soll, gilt wieder der Hegelianismus. So wird die Spekulation Hegels nur äußerlich überwunden durch das Postulat des Wunders, ohne das die Bewußtseinseinung nicht stattfindet, aber es wird zugleich das eigentlich fruchtbare Moment der ganzen idealistischen Spekulation, die innere Verbindung des re-

*) Sperrungen nicht vom Verfasser.

ligiösen Bewußtseins und des Weltbewußtseins, aufgegeben.

Das zuletzt Gesagte trifft insbesondere auch Barths Stellung zu Schleiermacher. Schleiermachers „Abhängigkeitsgefühl" ist zu einem sehr wesentlichen Teil eine kategoriale Bestimmung, durch die die Abgrenzung gegen die intellektuelle Spekulation gewonnen werden soll. Sie weist in dieselbe Richtung, der Barth zustrebt, sie soll die unableitbare Eigenständigkeit der religiösen Begriffsbildung grundsätzlich umschreiben. Aber zugleich sucht der Religionsphilosoph Schleiermacher in der Analyse seines Abhängigkeitsbewußtseins den Zusammenhang mit der Struktur des weltbezogenen Handelns und Denkens auf, was Barth mit seinem Schwanken zwischen historischem Nihilismus und mythologischem Objektivismus nicht leistet.

Indes der eigentliche Gegner, den Barth in seinem Kampf gegen Schleiermacher treffen will, ist gar nicht Schleiermacher selber, sondern die psychologistische Schleiermacherrenaissance, die er ohne Weiteres mit Schleiermacher zusammenwirft. Sie will laut Barth Gott als eine Tatsache des Bewußtseins erweisen. Das ist grob, aber zum Teil nicht unrichtig gesehen. Doch richtet Barth den Angriff nicht gegen das Zentrum. Der Einwurf der Mühseligkeit der darin erforderlichen Untersuchungen hätte lieber unterbleiben sollen. Dogmatik soll ja nach Barth Mühe und Arbeit sein. Der vielleicht naheliegende Einwurf, daß man den Glauben von so reichlichen Untersuchungen abhängig mache, übersieht, daß wissenschaftliche Klärung kritisch auseinanderzulegen hat, was im Bewußtsein ja vorgegeben ist. Wenn aber der Angriff sich dahin zuspitzt, daß man doch zu einer Tatsache des Bewußtseins nicht beten würde, so weist Barth, des trocknen Tones nun satt, tatsächlich auf ein Leck im feindlichen Schiff: die von ihm gerügte Methode der Bewußtseinsanalyse hat in der Tat oft an die Stelle der Sache selbst die Vorstellungen über die Sache gesetzt und, indem sie sie zur Hauptsache machte, den Verdacht nicht zu wehren vermocht, daß sie nur von Phantasmagorien des Bewußtseins handle. Sie konnte ihm nicht wehren, sofern sie die Wahrheitsfrage umging, die ohne kategoriale Grundlegung nicht ernsthaft in Angriff genommen wird. Ihr Empirismus war unzulänglich und diskreditierend. Wenn aber Barth gegen jene „Bewußtseinstheologie" nun Feuerbach aufmarschieren läßt, so steht zu hoffen, daß Feuerbach an Barth selbst eine ergebnisreiche sokratische Maieutik treibe. Feuerbachs Argument richtet sich nur indirekt gegen den Psychologismus; der Kern ist, daß Feuerbach eine positive Religionsableitung bietet, die selber widerlegt sein will. Aber freilich wird indirekt der Psychologismus getroffen und — mit ihm Karl Barth. Denn Barths Rückzug auf die petitio principii hilft ja nicht gegen den Einwand, sondern besagt nur: ich will ihn nicht hören. Aber darum darf mit Feuerbach nur argumentieren, wer gegen ihn argumentieren kann.

Auch der Angriff, den Barth mit alledem zugleich gegen Descartes als den Prototyp der Bewußtseinstheologie führen will, ist durch die oberflächenhafte Schablone unwirksam gemacht. Wie soll er auch zu führen sein, wenn Barth nicht umhin kann, ein freilich reichlich ungeklärtes religiöses a priori anzuerkennen? Neben die These, daß in der „Religion" sich der Mensch gerade vor Gott stelle, erlaubt Barths Dialektik, harmlos das a priori zu stellen. In diesem Nebel ist Klarheit nicht zu gewinnen. Der denkwürdige Tatbestand, daß Descartes und die Transzendentalphilosophie mit der Gottesidee sofort eine ganz bestimmte metaphysische Verinhaltlichung Gottes als Grund oder sittlichen Weltordner herbeizogen, weist auf eine sehr tiefliegende Problematik dieser Religionsphilosophie. Eine offene Frage ist für die Transzendentalphilosophie, ob sie vom Formalismus zur gehalterfüllten Gottesidee fortschreiten darf. Indem Hegel diesen Schritt grundsätzlich mit einer Durchbrechung des transzendentalen Formalismus rechtfertigte, trat die geistige Grundhaltung hervor, die das idealistische Gebäude trug. In Barths terminis gesprochen, behauptete sie sofort eine „ungebrochene" Beziehung des Menschen zu Gott. Die Frage, an welcher Stelle sie etwa irrte, wird durch Barths Doppelgespann von a priori und Sünde nicht von der Stelle gebracht. In der Grundlegung selber müßte der „Fehler" aufgesucht werden.

Zwar die Verinhaltlichung will Barth auch und das a priori dazu. Wie ist beides zu vereinigen? Bei Kant sprang der religiöse Inhalt aus dem „formalen" Sittengesetz hervor. Das rügte Hegel und forderte, der Tiefe der Konstruktion nach weit über Descartes hinausgreifend, der Sache nach formal mit Descartes einig, von der Evidenz des absoluten Geistes, des in der Idee sich gebenden Inhalts auszugehen. Auch das könnte ja als a priori bezeichnet werden. Aber Barth wendet sich gegen Descartes und will doch das a priori. Also müßte er zeigen, wie es sich zum Vernunft-a priori verhält. Da er es nicht tut, kann er auch gar nicht zeigen, wie an das a priori als Inbegriff von Vernunftformen die Inhaltsetzung „Gott" sich anschließen kann. Vielleicht kann Kierkegaards Wendung, daß Gott die Zwischenbestimmung zwischen Mensch und Mensch sei, hier zum Hinweis werden. Die idealistische Philosophie kennt Gott als Ursprung, nicht als Zwischenbestimmung. Wenn das Letztere recht ist, folgt eine Modifikation des kategorialen Schemas. Statt durch die Aufstellung des a priori zu solchen Fragen sich führen zu lassen, verfällt Barth dem Erbübel der neueren Erlebnistheorie, der Isolierung der Religion als eines Phänomen für sich neben dem Leben, das a priori schützt nur die Isolierung und paradox genug die Flucht vor der universalen Begründung und Durchleuchtung, die schon in dem Namen a priori gefordert ist.

Wie es die Größe der Romantik war, die Selbstsicherheit des Verstandesmenschen durch den Blick auf Kosmos und Chaos zu durchbrechen, so war es das Verdienst Barths, die geruhige Dämpfung, die auf der theologischen Arbeit lag, unmöglich zu machen. Aber wie vielleicht mit geistesgeschichtlicher Notwendigkeit die Romantik sich in Einfall und Fragment erschöpfte, so hat auch Barth nicht vermocht, seine Ansätze systematisch durchzuformen. Soweit er es tat, trägt sein Entwurf den Stempel des romantisch-rückwärts gewandten Eklektizismus und gleicht in seiner Fremdheit gegen die existentiellen Kräfte des Lebens und seinem konstruktiven, aposteriorischen Rationalismus dem System seines Landsmanns Ludwig v. Haller, der auf dem romantischen Stoppelfeld sein Gebäude als schematisch-schemenhafte Rekonstruktion einer vergangenen Epoche, als „Signal" einer vergehenden Epoche errichtete.

Ein Epigone war Haller nicht, ein solcher ist auch Barth nicht, auch nicht, wie er genannt zu werden voraussieht, ein Epigone seiner selbst. Denn die Gefahr, der er hier erlegen, schwebte schon über seinem ersten Hervortreten, die Gefahr weniger einen Gedanken bis zum letzten durchzuführen, als aus Eindruck und Gefühl eine These herauszuschleudern. Er ist der Alte, nur daß er jetzt die auf gleiche Weise gewonnene These mit einem Glacis hinzuerfundener Konstruktionen sichert. Aber seine schwerste Gefahr, die Willkür der Gedankenführung, ist vielleicht auch die Hülle seiner Kraft, seiner aufgeschlossenen Beweglichkeit. Wenn sie jetzt einer Fata Morgana der „Urgeschichte" erlag, so fehlt es nicht an Keimen, die des „Entstehens" harren. Möge der zweite Band rechtfertigen, wenn man den ersten mit einem Spruch grüßt, den vor Jahren Heinrich Rickert einem philosophischen Werke mitgab:

Freudig grüßen wir
Diesen im Puppenstand.

Marburg Theodor Siegfried

Aus der Arbeiterwelt Argentiniens

Der Andeutung Spenglers von der Möglichkeit eines kulturellen Aufbruchs im russischen Osten und den Erwartungen, die Keyserling von der Weltbedeutung einer künftigen nordamerikanischen Kultur hegt, hat der „Nestor der argentinischen Wissenschaft", Ernesto Quesada, seine Überzeugung von der Entstehung einer weltbestimmenden südamerikanischen Kultur gegenübergestellt. Schon vor einigen Jahren äußerte er, sie werde, in Gegenbewegung zu der bisherigen, den Kontinent europäisierenden Erschließung, den Weg von dem Innern nach den Küsten nehmen.

Die Verwirklichung wird einstweilen auf sich warten lassen; Mittelpunkte des sinnenfälligsten Lebens sind in Südamerika heute die großen Hafenstädte, — gewaltige Saugnäpfe an den von Dampferlinien gebildeten Tentakeln der Riesenpolypen Europa und Nordamerika. Die Hauptstädte Brasiliens und Argentiniens, Rio und Buenos Aires, — selbst Santos und Rosario de Santa Fé, Hauptstapelplätze für Kaffee und Getreide, lagen bisher im Grunde nicht in Amerika, sondern gehörten in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht durchaus zu Europa. Befestigt wird diese Verbindung durch den ständigen Zustrom europäischer Auswanderer. Diese Tausende von Deutschen, Zehntausende von Osteuropäern, Hunderttausende von Italienern tragen alle irgendwie ein Stück Europa nach der neuen Heimat. Dennoch wird die Emanzipation Südamerikas von Europa nur eine Frage der Zeit sein; die Autonomie des Erdteils ist heute — wie in Hispanoamerika allgemein anerkannt ist — viel mehr von den Vereinigten Staaten als von Europa aus bedroht. Bestrebungen nach allseitiger Verselbständigung sind — besonders seit dem Weltkriege, der dem Ansehen Europas in Südamerika stark Abbruch getan hat — gegenüber diesen fremden Einflüssen unverkennbar; auf sie wird sich Quesadas Kulturthese vermutlich am stärksten gründen.

Wer den südamerikanischen Kontinent heute als Vergnügungsreisender oder zu irgendwelchen Teilstudienzwecken bereist, wird von dem fabelhaften Schwung des Lebens, dem Massenimport und -export wirtschaftlicher Werte, dem Massenkonsum von Kunst und Wissenschaft aller Nationen, der Breite der Lebensführung in den maßgeblichen Kreisen und der luxuriösen Aufmachung des öffentlichen Lebens und Treibens einen gewaltigen Eindruck erhalten. Wer ein wenig tiefer sieht, wird leicht erkennen, daß die Gegensätze innerhalb des sozialen Lebens, die in Europa schon groß genug sind, hier noch unendlich viel schroffer und näher aneinandergerückt sind.

Ich habe noch keinen herrlicheren modernen Privatpalast gesehen wie das festungsähnliche Schloß der argentinischen Zeitungskönige in Buenos Aires und keine elenderen Wohnungen als, zehn Minuten davon entfernt, die Ranchos aus Kistendeckeln und Konservendosenblech am Rio de la Plata. Ein südamerikanischer Upton Sinclair fände leicht Stoffe — und Gegner.

Es wird, trotz Beaumarchais' „Figaro", immer ein eigentümliches Geschehen bleiben, wenn Schriften, die eine gegenwärtige Weltverfassung direkt oder indirekt anklagen, durch deren Stützen selbst empfehlend ans Licht der Öffentlichkeit gebracht werden. Dieser merkwürdige Vorfall aber hat sich in der argentinischen Bundeshauptstadt Buenos Aires in der Tat ereignet. Die Verwaltung der südamerikanischen Metropole, von der der größte lebende Dramatiker spanischer Sprache, der Nobelpreisträger Don Jacinto Benavente, sagte, ihr widerlicher Materialismus stehe unerreicht in der Welt da, hat das aufrüttelnd anklägerische Erstlingswerk eines jungen Proletariers mit dem Preise für die beste schriftstellerische Jahresleistung gekrönt. Das Buch hat den Titel „Tinieblas" (Finsternis); sein Verfasser heißt Elias Castelnuovo.

Ein Freund des Verfassers hatte mir das Buch bereits einige Monate vor seiner Krönung mit dem Hinweise zur Prüfung übergeben: Castelnuovo sei Schriftsetzer und habe die Arbeit selbst geschrieben, gesetzt, gedruckt und gebunden.

Die argentinische Literatur war bisher im allgemeinen epigonal, bot also wenig, was nicht seine ganz bestimmten europäischen Vorbilder und Parallelerscheinungen hätte. Sie spiegelte z. B. die Pathetik Victor Hugos und hatte, zum Teil auf dem Umwege über Spanien, die Musikalität der Dichtungen Swinburnes, Verlaines und Baudelaires nachbilden gelernt. Sie besitzt in ihrem meistgelesenen Autor, dem Advokaten Martin Zuviria (Hugo Wast), ihre Marlitt oder Courths-Mahler; ihr Papst aber, Leopoldo Lugones, der eine interessante Entwicklung vom internationalen sozialistischen Apostel zum leidenschaftlichen Ententepropagandisten und schließlich zum argentinisch-faschistischen Agitator hinter sich hat, ist ein begabter Artist von jongleurhafter Beweglichkeit. Dagegen sind Manuel Galvez Vater und Sohn achtungswürdige, solide Erzähler, ohne in Problematik und Formgebung Neues zu bringen. Hervorragende Intelligenz, ein manchmal staunenswertes Gedächtnis und eine hochentwickelte Fähigkeit des Nachempfindens sind typische argentinische Begabungen. Sie wirken sich im Bereich der Kunst fördernd, aber auch hemmend aus; die argentinische Dichtung ist verhältnismäßig umfangreich und vielseitig, aber Wertigeres, Ursprünglicheres wuchs in Hispanoamerika bisher vielleicht auf anderem Boden. Der Gemütstiefe der Chilenin Mistral*) und der Weisheit und Formkraft des Uruguayers José Enrique Rodó hat Argentinien bisher kaum Gleichwertiges an die Seite zu stellen gehabt.

So war ich nicht allzu begierig, in Castelnuovos „Finsternis" einzutauchen; anderseits war die seltene Tatsache, daß hier Schriftsteller, Buchdrucker, Buchbinder und in gewissem Sinne auch Buchhändler in einer Person vereinigt sind, ein gewisser Anreiz.

Bald machte ich Castelnuovos Bekanntschaft. Ein bartloser, junger Mann, dessen Erscheinung den italienischen Namen und die proletarische Klasse bestätigt, — mit der fahlen Hautfarbe nachtarbeitender Stadtmenschen. Eine heiße, feuchte Hand — ich stellte für mich fest, daß er nicht gesund sei. In der Tat erlaubte ihm bald darauf die Verleihung des Munizipalpreises von einigen tausend Pesos, die heilsame Mittelgebirgsluft der Sierra Córdoba im Innern Argentiniens aufzusuchen. Das Bedeutendste an ihm schienen mir seine Augen: nachdenkliche, traurige, mitleidige Augen, deren Ausdruck ich noch heute vor mir habe. Ich glaube, in ihnen spiegeln sich seine Seele und ein Schicksal, von dem er in den „Tinieblas" berichtet.

In ihm und Anderen lernte ich zum ersten Male wahrhaft internationale Arbeiter kennen. Die Arbeiterinternationale ist in Europa bei entscheidenden Fragen, z. B. dem Militärstreik, bisher aus dem einfachen Grunde immer noch ein erfolgloser Versuch geblieben, daß der europäische Arbeiter ein Vaterland hat, mit dessen Natur und Geschichte er verbunden ist, er mag wollen oder nicht, er mag es zugeben oder nicht. Katastrophale Lagen fanden die europäischen Arbeiter mit gelegentlichen Ausnahmen immer auf Seiten ihrer Völker und Staaten. In Lateinamerika aber sind Fälle wie der folgende außerordentlich häufig: das Kind eines Italieners, aber von einer Spanierin in Uruguay geboren, wächst in dem benachbarten Brasilien auf (so erzählt z. B. Castelnuovo); es verheiratet sich später vielleicht in Argentinien mit einer Französin und läßt sich endlich in Chile nieder.

Das ergibt sogenanntes „wurzelloses" Proletariat; diese Menschen haben kein Vaterland. Das geschichtliche

*) Die CW 1928 Nr. 21 brachte zwei ihrer Gedichte in deutscher Übersetzung.

Denken des Europäers ist ihnen fremd und unverständlich; die Bedingungen, es sich nachträglich anzueignen, sind denkbar ungünstig; denn die lateinamerikanischen Staaten haben erst seit hundert Jahren eine eigene Geschichte, deren Gestalten sich an Wucht und Einprägsamkeit der mythischen Größe Karls, Barbarossas, Luthers natürlich nicht an die Seite stellen lassen; es kommt hinzu, daß der Schulunterricht, dem in Europa ein großer Teil der vaterländischen Erziehung obliegt, vielfach dürftig und planlos ist, und daß die Gegenwart wenige Ereignisse und Persönlichkeiten von historischer Bedeutung und dauernd begeisternder Kraft zeitigt.

Ich fand solche völkisch entwurzelte Menschen von erstaunlich weitem geistigem Horizont, Arbeiter, die es in ihrem Geistesbesitz bequem mit einem deutschen Oberlehrer oder Amtsrichter aufnehmen, — von der Fachbildung natürlich abzusehen. Ich kenne einen Arbeiter von italienisch-spanischer Herkunft, den ich offen bewunderte. Ungeachtet einer schweren, arbeitsvollen Jugend hatte er zu seinen beiden Muttersprachen noch Englisch und ein wenig Französisch hinzugelernt. Er las und besaß die Divina Commedia im Urtext und Übersetzungen von Shakespeare und Byron, Eckermann und Faust, Dostojewski und Tolstoi, Balzac und Anatole France, Eca de Queiroz und Guerra Junqueiro. Er sprach mir begeistert von Shaws „Candida", kannte Hauptmanns „Weber" und Wedekinds „Frühlings Erwachen", und hatte sich wenigstens vorgenommen Nietzsche zu lesen. Eines Tages entdeckte ich Michelets „Hexe" bei ihm, und über Ibsens „Gespenster" sprachen wir stundenlang. Die wichtigsten Werke von Beethoven und Mozart, Chopin und Schubert, Wagner und Richard Strauß hatte er ebenso im Kopfe wie die von Korssakow, Mussorgski und sogar Dvorak und Smetana. Er pfiff mit Vorliebe Anitras Tanz aus der Peer-Gynt-Suite von Grieg, liebte Verdi und lobte, wohl aus Gründen einer noch gerade gefühlten rassischen Verwandtschaft, mir, dem Deutschen, gegenüber, maßvoll und zurückhaltend Mascagni und Puccini.

Dagegen fehlte ihm jede Möglichkeit und auch der Wille, europäische Feldherren und Staatsmänner zu verstehen und irgendwie zu würdigen. Friedrich der Große und Napoleon, Blücher und Wellington, Bismarck und Cavour sind Persönlichkeiten, für die er nur ein Achselzucken hat; für Mussolini hat er einen der bekannten italienischen Flüche strammster Packung; als aber Lenin starb, war er bewegt. Ich schrieb damals in spanischer Sprache und fragte ihn, der zu seinem Vergnügen eine russische Meisternovelle — allerdings auf dem Umwege über das Italienische — übersetzt und publiziert hatte, nach einer spanischen Ausgabe der Dantischen Vita Nuova, da ich es mir noch nicht zutraute, selbst einwandfreie spanische Verse zu machen. Bald darauf gab er mir eine noch preßfeuchte, auf schlechtestem Papier gedruckte Übersetzung. Sie war inzwischen aus einem Kreise seiner Genossen hervorgegangen, der zu Arbeiterbildungszwecken eine Sammlung der hervorragendsten Werke der Weltliteratur übersetzte oder abdruckte und unter dem Titel „Los Intelectuales" in der Aufmachung und zu dem billigen Preise einer gewissen Schundliteratur (zwecks frommer Düpierung der Käufer) herausbrachte. Mit Otto Hausers sprachkünstlerischer Verdeutschung verglichen, ist die Ausgabe zwar ganz unzulänglich, aber der Vorfall ist bezeichnend für die geistige Auftriebskraft, die in diesen Arbeitern steckt und bei der sonstigen Vorliebe der Kreolen für ein gemütliches laisser faire aller doppelt beachtenswert ist.

In einem solchen Kreise also lebte Elias Castelnuovo zu der Zeit, als ich ihn kennen lernte.

„Er ist der geborene Schriftsteller" sagte mir unser gemeinsamer Bekannter. „Er muß in seiner Freizeit schreiben, schreiben. ... Ganze Stapel unveröffentlichter Arbeiten liegen in seinem Zimmer."

Heute ist Castelnuovo preisgekrönt. Man hat ihn in Zeitungen genannt. Man hat ihm ein Bankett gegeben. Der Nestor der argentinischen Literatur, Manuel Galvez Vater, hat ihm anerkennende Worte gesagt. Vielleicht wird er nun gutbesoldeter Redakteur an der „Prensa", der größten bonaerenser Zeitung, die zwar seine Genossen nicht gerade lieben, da sie die Interessen des Großkapitals wahrnehmen soll, deren literarischer Teil aber ein so bewunderungswürdig hohes geistiges Niveau und eine solche Vielseitigkeit des Inhalts besitzt, daß ich in Verlegenheit komme, wenn ich eine ähnliche europäische Zeitung nennen soll. Vielleicht heiratet er auch die Tochter eines reichen Estancieros; solche Mädchen flirten scharenweise in den Berghotels von La Falda in der Sierra Córdoba, in deren Nähe Castelnuovo seine Gesundheit erneuert hat, — am Strande des atlantischen Modebades Mar del Plata, das er inzwischen vielleicht auch kennen gelernt hat, und auf den Promenadenwegen des Kordillerenluftkurortes Cacheuta, das der gebildete Argentinier gesehen haben muß. Vielleicht vergißt Castelnuovo, daß er einmal ein Arbeiter war und singt, an Stelle der „Finsternis", die er im Jahre 1923 schilderte, wie sein angebeteter portugiesischer Kollege Guerra Junqueiro, ein „Gebet an das Licht".

Einstweilen halten wir uns an das, was vorliegt. Die erste Auflage der „Tinieblas" war, dem argentinischen volkstümlichen Geschmack entsprechend, illustriert. Zeigte z. B. eins der weitest verbreiteten hispanoamerikanischen Bücher, die leidenschaftliche Forderung des Inspektors für Territorialschulwesen in der argentinischen Schulverwaltung Julio M. Barcos, die „Sexuelle Freiheit des Weibes" zu verwirklichen, den blutenden Leib eines schönen, gekreuzigten Weibes gegen einen unbarmherzigen stahlblauen Himmel, so reckte in der „Finsternis" ein Mann von unmißverständlich russischem Typ anklagend die Faust empor.

Diese Verwendung eines irgendwo aufgetriebenen, vermutlich bereits anderweitig verwandten Klischees durch den Buchdrucker-Dichter hat in ihrer Harmlosigkeit etwas Verblüffendes; sie ist zudem das Eingeständnis, daß das Land der Sehnsucht und des erträumten Vorbildes für Castelnuovo damals nicht Spanien oder Frankreich war, wie für die meisten seiner literarischen Berufsgenossen in Lateinamerika, sondern das Rußland Lenins, Trotzkis, Tschitscherins. Wie er heute denkt, weiß ich nicht.

In der zweiten Auflage fehlt das russische Titelbild, fehlen auch die gutgemeinten, in verschiedenen Techniken ausgeführten Bilder zum Text, die wohl ebenfalls aus jenem Kreise junger Proletarier stammen und den Eindruck ein wenig verwässerter, ein wenig unbeholfener „Käte Kollwitze auf Wandervogelart" machen. Es fehlt endlich auch das idealisierte Porträt des Verfassers vor dem Titelbild. Die neue Auflage ist bis auf das Signet des Verlages, das eine in die aufgehende Sonne blickende herkulische Mannesgestalt zeigt, ganz einfach und schmucklos und hat dadurch an Stil gewonnen. Ich hatte seiner Zeit geraten, die Erzählungen für sich selber sprechen zu lassen; sie bedürfen keiner besonderen bildlichen Winke mit dem Zaunpfahl; das Elend, das Castelnuovo schildert, spricht für sich selbst, und die Namen: Los Nuevos (die Neuen), nämlich: Schriftsteller, und Editoial Claridad (Verlag Erleuchtung) auf dem Titel sind programmatisch genug. Ob das Heranrücken an die Clarté-Bewegung Henry Barbusses nur äußerlich ist oder nicht, ist mir nicht bekannt. Argentinien besaß übrigens bis vor kurzem noch nicht allgemein den Begriff, geschweige denn den rechtlichen Schutz ausländischen geistigen Eigentums. Fremde Namen, Marken, Bilder werden (z. B. im Inseratenwesen) bedenkenlos übernommen. Das Plagiat ist nach Ausweis der Zeitschrift „Atlantida", die mit Ernst und Sarkasmus vorbildlich dagegen ankämpft, geradezu endemisch, und ich erinnere mich, daß ein Vorschlag, den

„Deutschen Werkbund Argentinien", der mit seinem Namensvetter in Deutschland nichts zu tun hatte, aus diesem Grunde umzunennen, in seiner sittlichen Tendenz unverstanden blieb. —

Äußerlich betrachtet, schildert Castelnuovo in den „Tinieblas" auf Grund eigenen Erlebens und Beobachtens eine Proletarierkindheit und -jugend, die in Lateinamerika so häufig sein dürfte, daß man hier einmal versucht ist, die Bezeichnung „typisch" zu gebrauchen. Ich habe in der deutschen Übersetzung die ursprüngliche Reihenfolge der vier Erzählungen so geändert, daß ich die Erzählung von dem Kinde, das, durch seinen unmenschlichen Vormund zum Krüppel geschlagen, aus der uruguayschen Heimat nach Brasilien, dem Lande seiner Träume, flieht und dort in die Hölle einer Fleischkonservenfabrik gerät, an den ersten Platz rückte. Daran schließt sich die Tortur eines Knaben, man darf wohl sagen: desselben Knaben, der dieser Hölle entläuft, mutterseelenallein durch den Urwald nach der Küste zieht und dort bei freudloser Arbeit in einem Steinbruch erkrankt. Heimgekehrt, findet er seine einzige Freundin und seine Mutter tot. In der dritten Erzählung nimmt ein junger Arbeiter ein obdachloses, buckliges Mädchen mitleidig aus Regen und Sturm von der Straße zu sich. Nach längerer Zeit gibt er ihren Bitten um körperliches Einswerden in derselben Gesinnung nach; das Kind ist unter dem Fluch der Vererbung ein Unhold, die Mutter stirbt an seiner Geburt, der Vater steht vernichtet. Die vierte und letzte Erzählung handelt von der Liebe eines jungen Arbeiters zu einem Mädchen, das ein unseliges Geschick gegen ihren Willen in einem Lupanar festhält. Er kann sie durch den Ertrag seiner Arbeit nicht aus ihrer Lage retten und läßt sich, um das erforderliche Geld zu erlangen, zur Teilnahme an einem Verbrechen bewegen. In der Druckerei des Zuchthauses setzt er später, im Rahmen einer Doktordissertation, die letzten Aufzeichnungen der Geliebten; sie hat sich in Verzweiflung das Leben genommen. Der Sträfling bricht zusammen; er stirbt im Arrest, äußerlich an dem Kolbenstoß einer rohen Schildwache, eigentlich an seiner Herzenswunde.

Finsternis!

Man denkt an Hauptmanns „Weber". Hier wie dort ein schauerliches Schicksal; aber in der „Finsternis" fehlt die laute Anklage, fehlt die Lebenskraft der Empörung, die doch endlich einmal selbst aus den ausgemergelten Kaschbacher und Peterswaldauer Häuslern hervorbricht und an den Bajonetten der Schweidnitzer Grenadiere zerschellt. Das ist das Erschütterndste an dem argentinischen Werk: die Elenden suchen die Schuld ihres Unglücks *in sich selbst*! Sie haben keinen Rebellentrotz, leisten keinen Widerstand! Alle Aktivität ist ihnen schon in ihrer jämmerlichen Kindheit und Jugend erstickt worden; das kühne Bild der Aussaugung des fieberkranken Knaben durch die tückische „Schwester Schlange" (in der zweiten Erzählung) ist ein Kernpunkt des ganzen Buches; hier proletarische Menschen, dort Kapitalisten, Aufseher, Vormünder, — Väter! Die Gedrückten haben kaum die Kraft, ihrem vernichtenden Verhängnis zu entfliehen; die Flucht aber stürzt sie aus einer Hölle in eine andere, schlimmere. Auch ihr hilfreiches Mitleid mit Genossen ihres Jammers bringt nur neues Elend, und alle Passion hat den einzigen Erfolg, daß die nächste Generation noch lebensunkräftiger und noch weniger fähig und bereit zum Denken und Handeln ist als die gegenwärtige. Die proletarischen Menschen Castelnuovos sind eigentlich bereits vom Augenblick ihrer Zeugung an ausschließlich zum Dulden bestimmt; sie *können* nichts anderes als Dulden. Also werden sie in einer brutalen Welt des Kampfes zermalmt. Das Ende ist unsagbar traurig, so traurig wie ihr Leben gewesen ist. Und weil beides nichts anderes ist als traurig, weil die Erhebung des wahrhaft Tragischen fehlt, ist das Ganze, ohne daß darin ein Wort der Anklage geäußert zu werden brauchte, ein vernichtendes Urteil über die gegenwärtige Weltverfassung, aus der es für diese Menschen anscheinend keine Rettung gibt.

Hilf- und ratlos blicken sie um sich; sie spüren, daß das Leben, das sie führen, nicht eigentlich ihr Leben ist; sie haben ein leises Erinnern daran, daß „Leben" und gar „eigenes" Leben etwas ganz Anderes sein müsse, sie rufen nach einem solchen eigenen Leben. Aber die Finsternis bleibt stumm.

Man steht versteint vor so abgrundtiefem Leide. Gibt es überhaupt solche Verhältnisse und solche Menschen? Die Antwort kann vielleicht schon in Berlin N oder in den Arbeiterhäusern von Wanne, Oberhausen, Gelsenkirchen gegeben werden; aber in Lateinamerika stehen Fabrikinspektionen und Armenfürsorge, Arbeitslosenunterstützung und Sozialversicherung, öffentliche Hygiene und Achtstundentag, die in Deutschland viel Elend mildern, bestenfalls auf dem Papier. Instleute und polnische Saisonarbeiter lebten in Mecklenburg schon vor 25 Jahren in geradezu olympischer Freiheit und führten ein Schlemmerleben im Vergleich mit den landwirtschaftlichen Arbeitern, die 1921 im argentinischen Territorium San Juan verzweifelt revoltierten und bald ihre eigenen Gräber graben durften. Die Erschießung der Genossen rächte der Schleswig-Holsteiner Wilkens, leidenschaftlicher Helfer der Unterdrückten, durch Bombenwurf und sicheren Schuß auf offener Straße. Den wiederum erschoß durch den Spion seiner Zelle im bonaerenser Untersuchungsgefängnis eine Schildwache und nannte die Tat patriotisch. Neben die Zustände im brasilianischen Saladero (Fleischkonservenfabrik) wie sie Castelnuovo schildert, rücken die Nöte der Bewohner der Ingenios (Arbeitersiedlungen) im argentinischen Zuckerdistrikt; die bonaerenser Zeitung „Critica" brachte wiederholt aufsehenerregende Mitteilungen darüber. Dort scheint Auflehnung, die sich die San Juaner Peone (Landarbeiter) noch abzwingen konnten, völlig ausgeschlossen.

Solche Menschen ohne Familie und Vaterland, ohne Freunde und Vorbilder, solche Verzweifelnde, die unter dem Druck einer barbarischen Fron stehen, läßt Castelnuovo in die Ruinen ihres katholischen Kinder-Kirchenglaubens flüchten. Sie finden in ihnen nur leere Zeremonien, die für sie keinen Sinn haben, und vernehmen eine alttestamentarische dunkle Beschuldigung, die wider ihre eigene Sündhaftigkeit gerichtet ist.

Damit stehen sie vor der grauenhaftesten aller Ungerechtigkeiten des Daseins.

Aber dann ist es, als ob sich die Tür eines finstern Kellerraums um einen winzigen Spalt öffne und eine Spur von Licht hereinlasse: die Unseligen haben irgendeine Ahnung von Christus. Und diese Ahnung, der Fritz von Unruh im „Platz" die Form „Liebe ist" gegeben hat, ist zugleich die Ahnung eines Weges, der aus so höllentiefer Not herausführt.

Menschen mit den Zügen der „Nächstenquäler" aus den Reden Buddhas: Schlächter, Jäger, Fischer, Räuber, Kerkermeister ihrer Mitgeschöpfe, — wissen nicht, was Liebe ist; proletarische Menschen, „der Übung der Selbstqual eifrig ergeben", haben jene leise Ahnung davon: das zeigt z. B. die menschlich und künstlerisch ganz hervorragende Schilderung eines Gemeinschaftslebens von Tier und Mensch in der zweiten Erzählung. Was aber Liebe in Wahrheit ist, kann erst das bei Jesus angedeutete und vorgelebte Menschentum offenbaren, das einmal aus jenen Finsternissen befreien mag.

Bis dahin sollte Castelnuovo in ferneren Werken vorstoßen!

Dresden G H Neuendorff

Erinnerung an Mathilda Wrede

Es war auf einem internationalen Kongreß in Nyborg, auf Fünen, daß ich den Menschen kennen lernte, der den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat: Mathilda Wrede.

Ich hatte in Selma Lagerlöfs Buch „Trolle und Menschen" gelesen, was dort über sie geschrieben ist. Sie war ein verwöhntes junges Mädchen, aus dem alten Adelsgeschlecht der Grafen Wrede, Tochter des Gouverneurs von Helsingfors. Reich begabt führte sie das übliche Gesellschaftsleben eines vornehmen jungen Mädchens, ungewiß noch, welches ihrer Talente sie ausbilden solle — auch an die Bühne hatte sie gedacht. Durch die Predigt eines Missionars, die sie zufällig anhörte, geschah eine innere Wandlung in ihr. In der darauffolgenden Nacht forderte sie von Gott, in einem — wie sie selber sagte „trotzigen Gebet" — ihr den Weg anzuweisen, den sie fortan zu gehen habe.

Darauf träumte sie, mehrere Nächte nacheinander, denselben, sie sehr erschütternden Traum. Ein Mann kam zu ihr, in sichtlicher Not und Qual, und bat sie, ihm zu helfen; aber auf ihre Frage, wie sie ihm helfen solle, blieb er die Antwort schuldig. Sie erwachte jedesmal mit großer Unruhe, mit Tränen. — Am Morgen des dritten Tages ging sie über den Vorplatz des Gouvernement-Palastes. Da stand ein Mann und besserte die Malerei an einem gemalten Schranke aus. Es war ein Gefangener, ein geschickter Maler, den ihr Vater, der Gouverneur, aus dem Gefängnis hatte holen lassen, um diese Arbeit zu machen. Als das junge Mädchen sich näherte, sah er von seiner Arbeit auf, und sie blieb plötzlich stehen und starrte ihn an — das war der Mann aus ihrem Traum! — Sie erkannte ihn sofort und dachte unwillkürlich: Er weiß ja auch darum, nun wird er endlich sagen, was er von mir will! Aber der Mann sah sie nur an und beugte sich wieder über seine Arbeit. — Dann muß ich reden, dachte Mathilda. Das wurde ihr sehr schwer, aber sie zwang sich dazu, denn sie wollte aus der Unruhe dieser Träume herauskommen. Sie sagte dem Manne, wie traurig sie für ihn sei, wie gerne sie ihm helfen wolle, wie glücklich sie selber in ihrem Glauben sei und wie froh sie wäre, wenn sie ihm dieses Glück auch vermitteln könnte.

Die ganze Zeit fürchtete sie, daß der Mann sich über sie lustig mache, und wäre sehr gern fortgelaufen; aber sie blieb doch bei ihm stehen. Er zögerte sichtlich, seine Arbeit zu beenden; endlich aber blickte er auf — da sah sie, daß er geweint hatte. Aber er sagte auch jetzt nur: „Das ist nun schade, daß Fräulein nicht ins Gefängnis kommen kann, um zu uns Allen zu reden." —

Es durchzuckte Mathilda wie ein Blitz: Das also wollte Gott von ihr, das war seine Antwort auf ihr trotziges Gebet!

Sie war 19 Jahre alt, als sie sich entschloß, Gottes Ruf zu folgen und ihr Leben in den Dienst der Gefangenen zu stellen.

Wunderbar war es, wie das junge Mädchen das ausführte. Von Anfang an erzwang sie sich von den widerstrebenden Gefängnisdirektoren das Recht, allein, ohne Wärter, auch zu den schwersten Verbrechern zu gehen und die Zellentüre hinter sich verschließen zu lassen, damit die Verbrecher sähen, daß sie sich mit völligem Vertrauen in ihre Hand gab.

Wenn sie dadurch auch wohl manchmal in große Gefahr kam, so ist ihr doch nie etwas geschehen; ihr Mut, ihr Vertrauen, ihre Liebe und ihre unbestechliche Gerechtigkeit gewannen ihr das Vertrauen, die Achtung, die Liebe, die Bewunderung ihrer Schützlinge, von denen sie wie eine Heilige verehrt wurde. Und zwar hieß sie allgemein die fröhliche Heilige, weil ein wundervoller Humor sie nie verließ und oft ihre wirksamste Waffe im Kampf um ein verhärtetes Herz war. —

Dies alles hatte ich gelesen, aber so wie man eben das Leben einer Heiligen liest — nicht ahnend, daß diese noch unter uns wandelte.

Sehr groß war daher meine freudige Überraschung, als ich, in Nyborg angelangt, von allen Seiten hörte, daß in den nächsten Tagen Mathilda Wrede erwartet werde!

Unvergeßlich der Eindruck ihrer Persönlichkeit: eine hohe, hagere Gestalt, in ein schlichtes, graues Gewand gekleidet, als einziger Schmuck eine Brosche mit den finnischen Worten: Liebe und Frieden. Ein kühnes, adliges Gesicht, eine hohe Stirn unter grauen Haaren — aber alles beherrscht von den wunderbarsten Augen, die ich je gesehen: groß, dunkelblau, strahlend, siegend — durch unendliche Liebe und Klarheit, die aus ihnen leuchteten. — Immer wieder suchte man, über die Köpfe der Hunderte von Teilnehmern aus fünfundzwanzig Nationen hinweg diese Augen, dieses Gesicht, und mußte der Worte gedenken: „Gott schuf den Menschen zu seinem Ebenbilde." Nie zuvor hatte ich das so deutlich in eines Menschen Gesicht gesehen.

Am Sonntag dieser denkwürdigen Kongreßwoche war die Bevölkerung von Nyborg von uns in die große Kathedrale geladen, um einige der Kongreßmitglieder reden zu hören. Da sprach zuerst ein Mitglied der englischen Labour Party, ein Mann, der als Conscientious Objector (einer der aus Gewissensbedenken den Militärdienst verweigert) während des Krieges jahrelang in Gefängnissen Dunkelhaft und Hunger erduldet hatte. Nun sprach er zu uns von den Plänen seiner Partei für Europas Wiederaufbau und schloß: „Und dann werden wir England zur freiwilligen Entwaffnung bringen und es damit an die Spitze der Kulturnationen stellen!"

Es war ein mächtiger Eindruck, einen Mann, der noch vor kurzem solche Gedanken in strenger Gefängnishaft hatte büßen müssen, dies nun vielen Hunderten von Hörern aus aller Herren Länder verkünden zu hören!

Dann sprach Mathilda. Aber stärker noch als ihre Worte in der Kathedrale wirkte das, was sie uns am letzten Abend erzählte. Unser Kongreßleiter bat: „Erzähle uns von deinem Leben, Mathilda!"

Sie war schüchtern, wollte nie hervortreten, so sehr wir alle sie als den Mittelpunkt ansahen.

„Ich könnte euch Tagelang erzählen" sagte sie endlich, „was wollt ihr denn hören —?"

Erzähle uns einen besonders charakteristischen Tag aus deinem Leben!

„Dann will ich euch einen Tag aus dem finnischen Bürgerkrieg (1918—19) erzählen. Er hieß der Krieg der Befreiung und Gerechtigkeit, aber es war ein Krieg der Grausamkeit und des Brudermordes. Für mich war es eine wundersame Zeit. Von Geburt, Erziehung, Verwandtschaft gehörte ich zu den ‚Weißen', aber die ‚Roten' waren meine Kinder, für die ich mein ganzes Leben gegeben hatte — es war ein großer Abgrund zwischen beiden Parteien aufgerissen, in dem viel Blut floß — und ich war die einzige Brücke über diesen Abgrund.

Es war am Morgen nach einer blutigen Straßenschlacht. Die Frauen der Weißen hatten mich flehentlich gebeten zu erkunden, wer von ihren Männern, Söhnen, Brüdern noch lebte — ob sie im Gefängnis hungern mußten, wie man sie behandelte? — Ich war früh aufgestanden, da stürzte die alte Mary hinein, die damals bei mir wor und schrie: ‚O Mathilda, draußen stehen Rote! Sie haben blutige Kleider und blutige Hände und werden uns totschlagen!'

Ich sagte: ‚Setze dich ruhig hier hin, ich will hinausgehen.'

Ich ging hinaus: Draußen standen junge Rote und versuchten sehr martialisch auszusehen. Ich sagte: ‚Guten Morgen, Jungens. Hüte ab!' — Die Hüte flogen ab. — ‚Was wollt ihr?' — Wir wollen Geld! — ‚Ich hab keins. Ich habe zwar eine Summe Geldes. Aber die ist für hilflose Gefangene bestimmt. Und ihr seid frei und stark und

könnt arbeiten.' — Aber wir sind hungrig. — ‚Ich auch. Drei von euch können hereinkommen, dann wollen wir sehen, was zu essen da ist.' — Auf dem Tisch stand mein Frühstück: ein Stück Schwarzbrot und ein paar rohe Rüben.

Ich sagte: ‚Ihr seht — das kann man nicht unter Viele teilen. Ich habe heut einen schweren Tag vor mir. Wir wollen uns einigen, daß ich dies allein esse. Abends könnt ihr wieder herkommen, dann will ich sehen, daß ich euch Kaffee geben kann; und dann wollen wir beraten, wie ihr Arbeit finden könnt.

Da sagte einer von ihnen: Mir scheint, wir sind hier zu Mathilda Wrede geraten? — ‚Ja, sagte ich, das seid ihr? und nun geht!' — Da gingen sie und diesmal nahmen sie schon selber ganz artig die Hüte ab. —

Schlimm sah es in den Straßen aus. Da lagen noch Leichen, Blutlachen waren da, und immer wieder sprach mich einer der Roten an, der mich kannte, und warnte mich, wenn er hörte, daß ich zum Hauptquartier wollte. Niemand darf da hin, selbst du nicht, Mathilda. — ‚Ich muß dahin.' — Das Hauptquartier war im Gouvernementspalast. Sie wollten mich nicht einlassen. Ich sagte: ‚Laßt mich durch, ihr wißt, daß ich nicht stehen kann.' (Mathilda hatte sich schon vor Jahren, im Dienst ihrer Schützlinge, den Fuß gebrochen und ist lahm geblieben — das wissen sie alle.)

‚Nun holt mir euren obersten Anführer.' Er kam. Es war ein Verbrecher, den ich gut kannte. ‚O, bist du jetzt ein Anführer? Nun, du weißt ja von früher, wie es tut, Gefangener zu sein.' — Er führte mich die Treppe hinauf, auf der noch Leichen lagen. Diese Treppe bist du wohl oft früher hinaufgegangen, Mathilda? — ‚Ja, sagte ich, aber da sah sie nicht so wüst aus, wie ihr sie gemacht habt!' — Also was willst du von uns? — ‚Ich will wissen, wie ihr die Gefangenen behandelt. Du weißt, daß ich immer für die Gefangenen eintrete: früher ward ihr es, jetzt sind es meine Verwandten.' — Wir behandeln sie gut, Mathilda, aber nur um deines gesegneten Namens willen. — ‚Hier ist Geld, dafür sollt ihr ihnen Essen kaufen.' — Aber Mathilda! Was denkst du! Wir haben ja alle Banken erbrochen! Behalt dein Geld, wir brauchen es nicht."

Von vielen Erlebnissen dieses Tages, die Mathilda uns erzählte, greife ich noch einige heraus. Ein roter Posten in der Straße sprach sie an und sagte: Mathilda, wir glauben dir und vertrauen auf dich, obwohl du eine Christin bist! — „Wie soll ich das verstehen: o b w o h l ich eine Christin bin?" — Ja, weil du ganz so handelst, wie du redest! —

Am Abend des furchtbar aufregenden Tages, als sie endlich schlafen wollte, kam noch einer der am vorigen Tage aus den Gefängnissen befreiten Verbrecher, ein vielfacher Mörder — „das war wirklich ein unangenehmer Mann" sagte sogar Mathilda, „ich glaube, das war der schlimmste Verbrecher, den es damals in Finnland gab!"

„‚Was willst du nun noch?' rief ich. — Mathilda, sagte er, das Gefängnis ist zerstört, auf der Straße kann ich nicht bleiben, da sind zu Viele, die mich totschlagen würden — wo soll ich hin? — Das war sehr unangenehm. Ich bewohnte zwei kleine Räume, ohne Türen. — ‚Gut' sagte ich, ‚hier hast du ein paar Kissen, leg dich hier schlafen' — ich ging in den anderen Raum. Da fing er an zu rauchen. Da rief ich: ‚Du weißt, daß ich halsleidend bin und das nicht vertragen kann, und du solltest dir diese schlechte Gewohnheit auch endlich abgewöhnen!' Da bat er mich um Entschuldigung, ließ seine Pfeife ausgehen — und wir schliefen ein!

„Das war ein Tag aus meinem Leben."

— — — — — — — — — — — — —

Immer hatte ich mich der Hoffnung getröstet, Mathilda noch einmal wiederzusehen, meine Seele noch einmal durch das Licht ihrer Augen erleuchten zu lassen, das ein Abglanz des ewigen Lichtes ist! Nun ist sie, 64 Jahre alt, dahin gegangen, wohin ihr Weg in gerader Linie führte.

— — — — — — — — — — — — —

Sie war einmal sehr krank gewesen, und es war ein Fest, als sie danach zum ersten Male wieder zu ihren Kindern in die Gefängnisse kam. In dem einen lag ein alter Freund von ihr im Sterben. Als sie bei ihm saß, sagte er: Ich bin nun bald da oben, Fräulein, und dann werde ich von Fräulein grüßen!

„Was werdet Ihr von mir sagen?" fragte Mathilda.

Ich werde sagen: sie kann noch nicht kommen, sie muß erst ihre ganze Herde eingebracht haben!

— — — — — — — — — — — — —

Aber nun ist sie doch heimgegangen.

Der, der ihr den Weg wies, möge Hirten berufen, die den Stab aufnehmen, der aus ihrer müden Hand gefallen ist!

Dornburg Lili du Bois-Reymond

Die furchtbare Hungersnot in China

Seit alten Zeiten bilden Hungersnöte in Afrika, Indien und China eine immer wieder große Menschenmassen hinraffende Volksnot. Der Hauptgrund liegt in den Witterungsverhältnissen. Es gibt in diesen Ländern immer wieder und wieder Zeiten, in denen der Regen lange Wochen, ja Monate hindurch ausbleibt. Dann verdorrt die auf dem Halm stehende Saat oder sie kann gar nicht ausgesät werden, weil kein Atom von Feuchtigkeit im Boden ist. In China werden die Hungersnöte aber auch oft verursacht durch die Folgen von entsetzlichen Überschwemmungen in den großen Ebenen Nord- und Mittel-Chinas. Diese werden hervorgerufen durch das Brechen der Dämme an den Flußläufen, die durch die Schneeschmelze in den innerasiatischen Hochgebirgen und durch wolkenbruchartige Regengüsse so anschwellen, daß die Dämme dem ungeheuren Wasserdruck nicht standhalten. Infolge der von den Flüssen mitgeführten Erdmassen liegt die Wasseroberfläche der Flüsse teilweise schon zu normalen Zeiten höher als das sie umgebende Land. Die Flüsse auszubaggern, ist bei ihrer Größe fast unmöglich, würde jedenfalls heute ganz unerschwinglich hohe Geldmittel erfordern.

Treten nun Hungersnöte ein, so wird die Getreideversorgung aus anderen Provinzen sehr erschwert durch die sehr mangelhaften Verkehrsverhältnisse, in China fast unmöglich durch die großen Nöte, die im ganzen Lande durch den 15jährigen Bürgerkrieg und das Räuberunwesen ohnedies schon herrschen. Die Zerrüttung des gesamten inneren Lebens Chinas ist unermeßlich groß. Die Staatskassen sind leer, die Steuerkraft des Landes ist stark geschwächt. Daher ist, auch abgesehen von den Hungersnöten, der Neu-Aufbau Chinas jetzt, nachdem der Bürgerkrieg in China, hoffentlich für immer, vorüber ist, sehr schwer. Man darf aber dabei auch nicht verschweigen daß die heutige Verwirrung und Notlage Chinas zum großen Teil durch die christlichen Völker hervorgerufen worden ist, die China seit dem Jahre 1840 in unerhörter Weise bedrückt und ausgenutzt haben. Da China es versäumt hatte, sich schnell wie Japan eine starke Wehrmacht mit modernen Hilfsmitteln zu schaffen, so wurde es eine Beute der stark gerüsteten Staaten. Die immer wieder verlorenen Kämpfe haben das Land sehr geschwächt. Und bis heute ist es von den Fremden politisch und wirtschaftlich gedrückt. So sind die christlichen Völker an seinem Elend mitschuldig.

Seit dem Herbst 1927 herrscht in der etwa 40 Millionen Einwohner zählenden Provinz Schantung infolge von lang anhaltender Dürre im Sommer 1927 mit nachfolgender Überschwemmung des Hoangho-Gebietes sowie infolge der Ausplünderung der Provinz durch ihren Gouverneur, den General Chang Tsung Chang, eine so entsetzliche Hungersnot, daß nach den absolut glaubwürdigen

Berichten der dortigen Europäer und Amerikaner schon im Herbst 1927 mindestens neun Millionen zur Ernährung nichts hatten als Gras, Baumrinde und Wurzeln, und vier Millionen Menschen vor dem Hungertode standen. Infolge des Bürgerkrieges im Sommer 1928, der gerade die Provinz Schantung stark in Mitleidenschaft zog, und der noch gewachsenen Räuberplage ist die Hungersnot in der Provinz Schantung im Sommer und Herbst 1928 nur noch gewachsen. Der Missionsarzt der Ostasien-Mission in der großen Stadt Tsininchow in Schantung, Dr. Haensel, schrieb im Sommer aus eigener Beobachtung:

Wie ein Heuschreckenschwarm ziehen die Soldaten übers Land und räumen jedes Haus bis aufs letzte Korn aus. Ich habe auf dem Lande Hunderte von Kindern gesehen, wie sie daliegen im heißen Sand, nackt und teilnahmslos, die Wangen eingefallen, die Haut welk und trocken, bedeckt die Rippen wie ein dünnes Pergament, der Leib hoch aufgetrieben. Die Not ist so furchtbar, daß es nicht mehr zu einer Seltenheit gehört, auf unseren täglichen Spaziergängen durch die Dörfer und Felder ausgesetzte, verhungerte Kinder zu finden; zahllose Hunde, entsetzliche Gerippe, stehen um so ein Wesen herum, um daran ihren Hunger zu stillen. Am Wege steht eine Hütte, die Wohnung eines Bauern. Zwei Kinder sitzen davor, die Wangen hohl und eingefallen, die Haut alt und welk, der Leib aufgetrieben. Die letzten Lumpen von Kleidung sind wohl für den nächsten Winter bereits aufgehoben. Sie schlürfen ein Schälchen Suppe, ihre einzige Nahrung, bestehend aus Wasser, Akazienblättern und etwas Mehl. Soldaten, zerfetzte, schmierige Lumpengestalten, ziehen vorbei und nehmen den Kindern ihre Suppe fort. Was liegt daran, ob ein paar Kinder mehr oder weniger Hungers sterben!

Im Hof eines andern Bauern finden die Soldaten eine Schubkarre. Für einen Chinesen bedeutet seine Karre genau so viel, wie für einen deutschen Bauern sein Wagen mit Gespann. Der Bauer bettelt, man möge ihm seine Korre doch lassen. Doch es nützt nichts, er wird unmenschlich verprügelt und muß nun mit, um die Karre zu schieben. Die Soldaten packen hinauf, soviel sie können, und der Bauer muß nun in glühender Hitze mit. Am Abend bittet er um ein Stück Brot, statt aller Antwort wird er verprügelt und muß nun in der gleichen Nacht noch für Andere weiter seine Karre schieben. Am nächsten Tag bricht er ohnmächtig zusammen, zur Strafe wird er verprügelt. Draußen auf der Straße liegt ein nackter Leichnam, die Füße dick geschwollen, der Rücken und die Beine bedeckt mit blutigen Striemen; was liegt daran, wenn eine Familie Hungers sterben muß!

Infolge dieser fürchterlichen Zustände in Schantung hat eine große Auswanderung in die Mandschurei eingesetzt. Im Jahre 1927 sind wohl zwei Millionen Menschen ausgewandert, 1928 werden es nicht weniger sein. Aber auch von diesen Auswanderern gehen in der Mandschurei viele Tausende durch Krankheit und Hunger zu Grunde, ehe sie eine neue Lebensmöglichkeit gefunden haben. Wie schrecklich die Lage dieser armen Schantung-Bauern ist, mag ein Einzelschicksal beleuchten. Ein Bauer, Li Chun, hatte seine letzte Habe verkauft, um mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern von zwölf und drei Jahern auszuwandern. Aber in Tsinanfu war das Geld zu Ende, sie hatten nichts mehr, konnten auch nicht weiter. So verkaufte der Mann die älteste Tochter für 24 Mark an ein liederliches Haus. Als er nun auf dem Bahnsteig den Zug erwartete, ging die 28jährige Frau einen Augenblick fort und erhängte sich aus Gram über die Tochter. Als der Mann das entdeckt hatte, ward er so von Verzweiflung gepackt, daß er auf dem Bahnsteig inmitten der Hunderte von wartenden Fahrgästen seine zweite Tochter erwürate!

Nun kommen aus China neue Schreckensnachrichten. Während die Not in Schantung unvermindert fortbesteht, stehen jetzt auch andere Provinzen vor ähnlichen Heimsuchungen. Infolge langer Dürre hat die Ernte in der Provinz Hunan nur 70 Prozent, in Chekiang, Kiangsi und Honan nur 60 Prozent, in Schensi und Kansu nur 50 Prozent und in Kwangsi nur 40 Prozent des normalen Ertrages geliefert. Bei der Größe der Bauernfamilien und der Kleinheit der Wirtschaften reicht der normale Ertrag nur gerade zu allerbescheidenster Lebenshaltung aus. Eine solche Mißernte bedeutet in China sofort Hungersnot und Hungertod. Der Internationale Hilfs-Ausschuß meldet aus Kwangsi: „Überall sieht man die Hungernden. Neun von zehn Häusern sind verlassen. Viele leben von Baumrinde und Blättern. Die Säuglinge werden getötet und die Kinder verkauft." Was in dem medizinisch gänzlich unversorgten Lande der Hunger nicht tötet, das raffen die Krankheiten dahin: ein unermeßliches Elend!

Wohl geschieht einiges durch die Behörden und die Mission, aber das ist völlig unzureichend. Auch die Amerikaner und Engländer helfen, jedoch auch sie haben nur einige hunderttausend Mark zur Verfügung. Was ist das, wenn allein in Schantung neun Millionen Menschen hungern. In ganz China sind heute mindestens zwölf Millionen Menschen nicht vom Hunger, sondern vom Hungertode bedroht!

Der Internationale Hilfs-Ausschuß berechnet, daß zur Linderung der allergrößten Not 20 Millionen amerikanische Dollar nötig sind!

Es folge hier noch ein anderer Bericht über die Zustände in Schantung. Es ist der Bericht eines Mitgliedes des Internationalen Hilfs-Ausschusses nach einer sorgfältigen Studienreise:

In vielen Tausenden von Häusern ist keine Nahrung vorhanden für länger als einige Tage, und jetzt, nachdem die Zeit der Ähren-Nachlese und des Ausdreschens des Getreides vorüber ist, fallen keine Brocken mehr von den Tischen der Reichen ab, denn es gibt deren sehr wenige und die, die es gibt, wohnen in begünstigteren Gegenden. Nach dreimonatigem, dauerndem Umherreisen in den am meisten betroffenen Gegenden des mittleren und nördlichen Schantungs und Chilis bin ich ganz sicher, daß Elend und Sterben weit um sich greifen. Zwanzig Frauen und Mädchen kamen an einem Tage durch ein Dorf und wurden weit fort transportiert. Alle waren verkauft worden zum Preise von 4 bis 40 Dollar (ein mexikanischer Dollar gleich zwei Mark). Einige Kinder, vor allem Mädchen, waren für einen Sack Getreide, ja sogar ohne Bezahlung hingegeben worden. Auf eine Frage sagte eine Frau: Ein wie altes Kind wollen Sie haben? In einer Hinsicht sind diese verkauften Kinder besser daran als zu Hause, wo es nur eine Mahlzeit am Tage gibt. In den schlimmsten Gegenden ist das schon ein Glück, wenn man jeden Tag eine Mahlzeit hat.

Trockenheit war im letzten Frühling die Hauptursache der Hungersnot. Nach der in weiten Gegenden nur ganz kümmerlichen Weizenernte folgte ein Unglück dem anderen. Da waren die vorrückenden und sich zurückziehenden Soldaten, die immer mehr von Allen Nahrungsmitteln forderten. Da waren die immer drückenderen Steuern. Und dann kamen die Heuschrecken und der Heerwurm (Raupe der Baumwollenmotte). Dies Ungeziefer wütete schlimmer als je in den letzten Jahren. Es gab kein Mittel, um es auszurotten. Es fraß die Blätter von der Hirse und auch die unreifen Ähren. Die Folge war eine Vernichtung der Ernte. Die Heuschrecken wurden des Nachts gesammelt, in heißem Wasser getötet und zur Nahrung aufgehoben, obwohl das eine ganz dürftige Speise ist, die zu oft Darmkrankheiten zur Folge hat. Die Balken, Türen und Fenster vieler Häuser wurden verkauft, manchmal für fünf bis acht Dollar je Zimmer, und das Geld benutzt, um nach Tientsin, Schansi oder der Mandschurei auszuwandern. Viele Zehntausende sind in den letzten Monaten ausgewandert. Land ist in vielen Gegenden unverkaufbar, weil keine Käufer da sind; und der kleine Bauer ist überzeugt, daß er wegen der hohen Steuern besser tut, die Heimat aufzugeben. Freilich wird aus der Mandschurei gemeldet, daß die Schantung-Flüchtlinge dort auch schwer leiden. Aber das Schlimmste steht diesen Armen noch erst bevor in der kommenden Zeit.

Als Nahrung werden allerhand Ersatzdinge verwendet, Spreu, die freilich auch nur spärlich vorhanden und teuer ist, trockene Blätter aller Art, Sägespäne usw. Der Preis

für Getreide ist jetzt schon 45 Prozent höher als vor zwei Jahren.

Trotz allem, was zur Abhilfe geschieht und geplant ist, ist die Not furchtbar, nicht nur in Schantung, in Chili, sondern auch in anderen Provinzen. Viele, viele Familien haben keine Winterkleidung und keine Betten und verfallen den Krankheiten und dem Tode. In manchen Gegenden haben die Soldaten Typhus, Cholera und Rückfallfieber eingeschleppt. In weiten Gebieten war wegen Trockenheit die Aussaat des Wintergetreides unmöglich. Bis zur Frühlings- und Sommerernte ist keine Aussicht auch nur auf Besserung. Die Rufe um Hilfe sind Legion. Aber bei der Beschränktheit der Mittel kann man nur wenig tun, die Hungersnot ist zu groß.

(North China Daily-News)

Aus dem Sarasti-Bezirk der Provinz Schansi wird berichtet, daß im Herbst nichts, aber auch gar nichts geerntet wurde. Die Dörfer sind verlassen, die Menschen liegen selbst in den Städten völlig entkräftet auf den Straßen und sterben dort, ohne jede Fürsorge. Die Männer wandern teilweise allein fort und lassen Frauen und Kinder im Stich. Auf einer Paß-Straße wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1928 mindestens 17 000 (Siebzehn Tausend) verkaufte Frauen und Kinder abtransportiert, deren ferneres Los vielleicht noch entsetzlicher ist als das Verhungern.

In der Provinz Kansu war vom März bis September ein blutiger Aufstand der mohammedanischen Tonganen gegen die chinesische Bevölkerung. Dabei wurden 200 000 Chinesen, Männer, Frauen und Kinder, auf das scheußlichste ermordet, viele Städte und Dörfer zerstört, alle Habe geraubt und vernichtet. Auch dort war die Ernte im Herbst 1928 überaus gering. Jetzt herrscht dort entsetzliche Hungersnot.

Ist es nicht einfachste Menschenpflicht, da zu helfen? Dr. Haensel, der Arzt der Ostasien-Mission, wohnt mitten im Hungergebiet Schantungs. Dies Riesenelend mit ansehen und nicht helfen können, wie schwer ist das! Man zahle Gaben ein auf das Postscheckkonto Berlin 6457 (Ostasien-Mission, Berlin W. 57, Pallasstraße 8/9). Das Geld wird sofort zur Linderung der Not nach China gesandt.

Berlin Johannes Witte

Friedrich Naumanns Langenberger Zeit

1*)

In der Osterzeit 1886 hielt sich Friedrich Naumann bei seinen Eltern in Lichtenstein auf. Er hatte, nachdem er im Herbst 1885 das Rauhe Haus verließ, sein zweites theologisches Examen bestanden und dann in Leipzig das Prediger-Kolleg besucht. Nun hatte er sich in dem Dorf Langenberg bei Hohenstein in Sachsen um die Pfarrstelle beworben und erwartete zu Haus die Antwort. Wer Zeit hatte, saß am Klavier, um ihm beim Einüben der Liturgie zu helfen, was für ihn ein saures Stück Arbeit war. Es hatte ihm gut gefallen, als er zur Probepredigt den Berg hinter dem Stadtpark Hohenstein-Ernstthal hinaufgewandert war, und nach einer Stunde Weges hinter dem Wald das Dörfchen auftauchen sah. Man hatte ihn ernst ins Gebet genommen, denn durch das ausschweifende Leben seines genialen Vorgängers dort war viel Geld verschwendet worden und alles kirchliche Leben in Mißkredit gekommen, so daß man sich sehr nach geordneter Amtsführung sehnte. So wurde die Kunde von seiner Wahl im Lichtensteiner Pfarrhaus mit Freuden begrüßt. Es begann eine geschäftige Zeit. Seine Schwester Dora, damals 18jährig, wollte mit ihm ziehen; eine bescheidene kleine Einrichtung für Wohn- und Studierstube wurde beschafft. Bald kam der Tag, wo 24 geschmückte Bauernwagen in Lichtenstein einzogen, um ihren Pfarrer abzuholen. Auf der vier- bis fünfstündigen Fahrt im schönsten Sommerwetter kamen die Geschwister schon in ein freundschaftliches Verhältnis zu einigen der Gemeindeglieder. An der Dorfgrenze erwartete sie der Lehrer mit den Schulkindern. Es wurde gesungen und begrüßt, und bald darauf hielt der Wagen vor dem kleinen freundlichen Pfarrhaus, das bei der Kirche im Garten lag, wie es einem ordentlichen Dorfpfarrhaus zukommt.

Sobald die ersten Besuche und Vorstellungen vorüber waren, saß der junge Pfarrer an seinem Schreibtisch, um vor allen Dingen einmal so viel Ordnung in die Kirchenbücher zu bringen, daß die laufenden Eintragungen erfolgen konnten. Aber Alles in ihm war Spannung auf die neuen Aufgaben, vor allem an die Menschen heranzukommen. Nach Bauernart — denn Langenberg war ein Bauerndorf mit viel Tagelöhnern und Heimarbeit — war man zuerst zurückhaltend, aber der große, blonde, fröhliche Mann, der so wenig pastoral auftrat, so bereit war, über ihre Arbeit mit ihnen zu reden, gewann sich bald Zugang in die Häuser und Herzen. Er war vielleicht nicht gerade der gegebene Seelsorger an den Krankenbetten — immer hatte er eine Scheu bei fremdem Leid, von Geduld und besonderen Christentugenden zu reden — aber er brachte hellen Sonnenschein mit sich und der Kranke fühlte sich wohl, solange er im Zimmer war.

Gewiß wäre es für ihn, der jahrelang das Anstaltsleben genossen hatte, oft recht schwer gewesen, die richtige Beurteilung für die Verhältnisse und Erlebnisse seiner Gemeindemitglieder zu finden — aber da stand ihm der Hauptlehrer Klinger vom ersten Tage an treu zur Seite und half mit seiner Ortskenntnis nach; waren doch die meisten Gemeindeglieder irgendwie einmal durch seine Hände gegangen. So entspann sich ein reger Verkehr zwischen dem Schulhaus mit seiner Kinderschar und dem Pfarrhaus. Der Verkehr wurde zur Freundschaft, man erlebte alles gemeinsam, las zusammen und die hellen Stimmen der beiden Frauen vereinigten sich zu Liedern und Duetten. Auch im Pfarrhaus war ein Klavier, denn ohne die Möglichkeit, ihre geliebte Musik zu pflegen, hätte Schwester Dora wohl schwer eingewilligt, in das einfache Dorf zu ziehen. So war es ein recht frohes Leben, denn alle kleinen Sorgen, die auftauchten, wurden nicht sehr schwer genommen, und immer kamen neue Aufgaben, jeder Tag hatte seine Erlebnisse. Bald war das Vertrauen zum Pfarrhause wieder so weit hergestellt, daß die Leute mit ihren persönlichen Anliegen kamen. Für Naumann war das Interesse für den Einzelfall lebendig, solange er helfend eingreifen konnte. Aber die Abstraktion zum Herausschälen des Typischen setzte im Unterbewußtsein sofort ein; er sah die Not der Gruppe, spürte den Ursachen nach und suchte nach den elementaren Grundlagen und Lebensbedingungen seiner Gemeindeglieder. Der Bauer und sein Tun war verhältnismäßig leicht zu übersehen. Rechts und links vom Pfarrhaus spielte sich dies Leben vor seinem Augen ab. Daß der Pfarrer und seine Schwester zu den Hochzeiten, Kindtaufen und zum Schweineschlachten eingeladen wurden, galt in den meisten Bauernhöfen als selbstverständlich. Ein beliebtes Wintervergnügen war es, in langer Reihe der eigenen Schlitten einen Tagesausflug in die schöne Winterlandschaft hinein zu machen, das die Geschwister noch mehr genossen haben würden, wenn das Bedürfnis einzukehren und den Durst zu löschen sich bei ihren Fahrtgenossen etwas weniger häufig wiederholt hätte.

Aber die Strumpfwirker, die in die Fabriken nach dem Städtchen Limbach gingen, was war ihr Leben? Ein Lohn, der nur eben ausreichte, keine Freude an der Arbeit selbst, wenig Freude sonst und viel Sorgen, sobald

*) Das ist also die Fortsetzung der Artikel, die im Jahrgang 1927 erschienen sind, zusammengefaßt in dem Büchlein „Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend“: Gotha, Leopold Klotz Verlag 1927. 4 M.

Krankheit ausbrach oder ein unerwartetes Unglück hereinbrach. Die Freudlosigkeit solcher Lebensläufe lastete dem Pfarrer schwer auf der Seele. Lag es an einer falschen Bewirtschaftung ihres Einkommens oder an einem Mangel an Lebenskunst? Er rechnete mit ihnen ihre kleinen Budgets durch. Er sah, daß sie es nicht viel anders machen konnten.

Für die Theologie blieb nicht viel Zeit übrig. Doch wurde sie auch nicht ganz vernachlässigt. Außer den Vorbereitungen auf die textkritische Bibelbetrachtung, die in den monatlichen Pastorenkonferenzen vorgenommen wurde, versuchte man in einem kleinen Kreis junger Theologen sich der modernen Theologie auf dem Laufenden zu erhalten.

Auch mancherlei Gäste brachten Anregung. Öfters waren die Eltern oder eins von den Geschwistern da. Freunde und Freundinnen fanden sich ein. Der Gast durfte nicht allzu verwöhnt sein. Während das Studierzimmer durch ein auf dem Kirchboden unter dem Gerümpel gefundenes geschnitztes Altarbild bald sein besonderes Gepräge bekam und das Wohnzimmer trotz einfacher Ausstattung behaglich wirkte, stand im großen Gastzimmer nur eine als Waschtisch umgewandelte Kiste, ein Tischchen und ein Stuhl. Wenn das Wetter schön war, ertönte früh bald der laute Morgengesang des Pfarrers: „Die Sonn' erwacht in ihrer Pracht", womit er den Tag begrüßte und sein Aufstehen der Nachbarschaft kundtat.

Es kamen noch andere Gäste ins Haus, Handwerksburschen und sogenannte „arme Reisende", die damals noch viel das Land durchzogen und es gern mit der frommen Mildtätigkeit der Landpfarrer versuchten. Diesen fahrenden Gesellen brachte Naumann ein großes Interesse entgegen. Theoretisch hatte man sich schon im Rauhen Haus viel mit der Frage der Bettelei, des Herumziehens, der Arbeitslosigkeit und Arbeitsscheu beschäftigt. Man wußte, was sie für eine wirtschaftliche Belastung für den Staat bedeuteten, wieviel Zeit und Menschenkraft vergeudet wurde, wie oft der Weg in den Sumpf oder ins Gefängnis führte. Nun kamen diese jungen und alten Männer, fast immer bereit, wahre oder erdichtete Lebensschicksale zu erzählen, und wenn der Pfarrer Zeit hatte, ließ er sie wohl ein Weilchen in sein Studierzimmer kommen und unterhielt sich mit ihnen. Es spielte da ein persönliches Verständnis für den Freiheitsdrang dieser Leute mit: nicht mit Wohnung und Möbeln und Berufspflichten belastet sein, früh aufstehen und nicht wissen, was der Tag brachte, wo der Abend den Wanderer finden würde — so schwang etwas bei ihm mit, eine geheime Auflehnung gegen Konvention, eine geheime Sehnsucht nach instinktivem Naturleben. Er konnte diesen Burschen nicht gram sein. Aber doch nahm er sie ernst und sann weiter nach, wie diesem Volksübel Einhalt getan werden konnte. Sein Freund Rade, der in seinem Lausitzer Dorf Schönbach einen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke leitete, forderte ihn auf, in einem Nachbarorte (Oppach) einen Vortrag über „Arme Reisende" zu halten. Man hatte Verpflegungsstationen in dieser Gegend eingerichtet, um „dem sinnlosen Pfennigbettel dieser grausamen Barmherzigkeit" abzuhelfen. Naumann weiß aus dem Handwerksburschen-Lexikon über ihren Jargon Bescheid, spricht von ihrem Widerwillen gegen alle Veranstaltungen, die sie zur Ordnung zwingen wollen, ihrer Welt der Roheit und Sittenlosigkeit und dem Grundschaden des Stromerlebens, der Sauferei. Was aber treibt sie auf die Walze? Das bequeme Pfenniggeben statt regelrechter kommunaler oder staatlicher Fürsorge, die wirtschaftlichen Verhältnisse mit den Hungerlöhnen. Die Vagabundenfrage ist eine Grundfrage des Volkslebens. Wie kann geholfen werden? Er weist auf die Herbergen zur Heimat hin, die Arbeiterkolonien, die damals von Bodelschwingh ins Leben gerufen worden waren und schnell Verbreitung fanden, und die Verpflegstationen, wo der Wanderer gegen Arbeit Unterkunft und Nahrungsmittel erhält. Eigenartig und neu in jener Zeit war der Schlußgedanke. Er tritt der Ansicht des katholischen Abgeordneten Windthorst entgegen, der in den Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonien ein Mittel zur Herbeiführung des Sozialismus sieht. Nachdem Naumann eine reinliche Scheidung zwischen Sozialdemokratie und Sozialismus vollzogen hat, indem er das Wesen des Sozialismus darin findet, daß er „dem einzelnen Lasten abnimmt und sie der Gesamtheit aufbürdet", fährt er fort: „Aber während Herr Windthorst sich vor dem Worte Sozialismus scheut, sagen wir: Mutig darauf los! die Zukunft liegt in dieser Richtung. Wir können nur helfen durch gesunden, besonnenen Sozialismus."

Es war ganz natürlich, daß seine Geistesarbeit sich in erster Linie mit den Themen befaßte, die im Rauhen Haus so lange Zeit Hauptgesprächstoff zwischen ihm, Wichern und Philipps gewesen waren, vorwiegend Fragen der Inneren Mission. Da ihm nun die am 21. 11. 1886 zum ersten Male erschienene und von Rade herausgegebene Christliche Welt ihre Spalten öffnete und er dort die Leser vor sich hatte, zu denen er am liebsten sprechen wollte, finden wir besonders in ihren Jahrgängen 1886 bis 88 viel Aufsätze von ihm. Er steht nun selbst Sonntags auf der Kanzel: „steht" — wie er in seiner Antrittspredigt sagt „neben den Lebenserfahrenen und Bewährten wie ein Neuling — als ein Bote, auf den selber nichts ankommt, dessen Person man vergißt über dem wundersamen Reichtum selig machender Kunde. Ein Bote Gottes möchte ich für euch alle sein, ein Freund in Seelennot und allerlei Mißgeschick, ein Seelsorger für euch alle, für den Mann im Bettelkleid ebenso wie für den, der weit den Berg hinauf sein eigenes Feld bestellt." Predigt und Seelsorge waren neue Aufgaben. Sein Kirchlein war bald an den Sonntagen gedrängt voll. Jung und Alt lauschte gern der jungen zuversichtlichen Stimme, die niemals aus einer weiten Ferne von oben her zu ihnen sprach, sondern die eigene Person mit einschloß in den Kampf gegen Ungerechtigkeit und Sünde. Bald strömten auch Fremde herbei aus den benachbarten Dörfern oder aus Hohenstein-Ernstthal. Neue Probleme steigen in seiner Seele auf und bekommen Nahrung durch gelegentliche Gespräche mit den Nachdenkenden in der Gemeinde: Ist es überhaupt möglich, zu einer so gemischten Zuhörerschaft zu reden und ihnen allen etwas zu geben? Hat unsere Form des Gottesdienstes noch Sinn für unsere Zeit? „Warum ich in die Kirche gehe?" betitelt Naumann einen Aufsatz in der CW und gibt ihm die Form eines Dialogs mit einem Herrn Physikus, der als Anhänger Darwins und Materialist doch zur Kirche geht, um dort in der Sprache der Bibel eine Bestätigung seiner Philosophie des Ausgleichs zwischen Glück und Unglück in dieser Welt zu finden. Mit diesem „Polykrates, dem Perlensucher" möchte er zu einem Verständnis kommen, das in einer metaphysischen Welt verankert ist. Warmes Verstehen für Andersdenkende und Ablehnende spricht aus jedem Satz und brachte seine nie versagende Duldsamkeit in religiösen Auffassungen zum Ausdruck.

Eine viel diskutierte Sache im Rauhen Haus war die geistige Versorgung der Studenten gewesen. Wichern hatte einst von Philipps und ihm einen schriftlichen Bericht gefordert, über alles, was sie in dieser Beziehung aus ihren Beobachtungen und Erfahrungen im Studentenleben, besonders bei den jungen Theologen zu sagen hatten. Was er erfuhr, hatte ihn tief betroffen, und von da an tauchen immer wieder die Pläne auf, den Studenten besonders dafür begabte junge Pastoren als Seelsorger und Prediger zu geben. Naumann entfacht mit seiner Darstellung dieser Notwendigkeit eine Kontroverse in der Christlichen Welt mit denselben Gründen, die in unseren Tagen dazu geführt haben, an einigen Hochschulen den Versuch mit dieser Einrichtung zu machen. Damals waren die Wider-

stände noch zu groß; Wichern und sein Kreis wurden gezwungen, ihre Pläne vor der Hand aufzugeben.

Wie verbrachten wohl seine Gemeindeglieder ihre Sonn- und Festtage? Je mehr Naumann ihr Leben in der ganzen Anspruchslosigkeit und Enge kennen lernte, um so mehr belastete ihn die Freudlosigkeit, der Mangel an Vitalität und Lebensenergie, der ihm da entgegentrat, und er empfand es als Pflicht des Gebildeten und besonders des Pfarrers, da helfend einzugreifen. Die Konfirmanden lädt er zu froher Geselligkeit in sein Haus, die Jünglingsvereine möchte er aus der Atmosphäre der frommen Langeweile, die die alte Methode mit sich brachte, zu einer Gemeinschaft wirklich fröhlicher junger Menschen machen, den Erwachsenen möchte er die Phantasie beleben, daß der Sonntag nicht nur ein Tag der Ruhe, sondern der Freude werden möchte. Das Betonen der Lebensfreude war ein neuer Ton im Kreis vieler seiner Amtsbrüder und ein langsames Lostrennen von einigen Traditionen des Elternhauses. Zuerst mußte versucht werden, was die Kirche in dieser Richtung tun kann. An einem Sommertag werden die Gemeindeglieder der sechs umliegenden Parochien zu einem Waldfest geladen. Auf der mit Tannenreisern geschmückten Kanzel sollen die Pfarrer zu den gegen 2000 von allen Seiten nach dem Plateau auf dem Kiefernberg bei Hohenstein Herangewallfahrteten sprechen. Gegen 3 Uhr ertönt ein Trompetensignal, und die weithin gelagerte Menge hört von der Verbundenheit des Menschenschicksals mit dieser grünen Umwelt, von dem Dichten und Träumen der Ahnen, denen der Wald heilig war und die in seiner Einsamkeit ihren Göttern dienten. In gebundener Rede erzählte dann Naumann „was sich vor Zeiten in unseren Wäldern begeben hat" und ließ vor dem geistigen Auge seiner lauschenden Zuhörer vorbeiziehen, was er über die Entstehung der sechs Ortschaften hat herausfinden können.

Wer sagt, wer im Wald hier vor Zeiten geweint,
Wie manche Mutter im Wald schon um Kinder gegreint,
Wer sagt, wer hier im Walde schon alles gelacht
Über Sonnenlust und grüne Pracht?
Die da weinten, die da lachten,
Die im Urwald Heimat machten,
Sind vergessen, sind begraben,
Doch der Wald steht noch erhaben,
Wird auch, wenn wir sind geschieden,
Rauschen noch in stillem Frieden.

Weithin ertönten die Gesänge, ab und zu kam ein Regenschauer und gleich den Pilzen des Waldes, standen nun die Zuhörer mit aufgespannten Schirmen, treu ausharrend, bis sie im schönsten Abendsonnenschein heimwärts ziehen konnten.

Andere Versuche folgten. Ein Missionsfest, bei dem Judenmissionar Faber mit jugendlicher Beredsamkeit die Menge zu interessieren wußte, hatte so viele herbeigelockt, daß ein zweiter Festgottesdienst auf der Wiese veranstaltet werden mußte, für die, die das Gotteshaus nicht faßte.

Im Winter gab es die ersten Gemeindeabende und zur Weihnachtszeit wurde es weit und breit bekannt, daß in Langenberg ein Christspiel aufgeführt würde. Das war damals etwas ganz Außergewöhnliches, und des Pfarrers Schwester war unermüdlich mit sehr wenig Geld, aber viel frohem Mut ihre Schauspielerschar in einigermaßen entsprechende Gewänder zu hüllen. Es war ein fröhliches Treiben, an dem die Gemeinde regen Anteil nahm.

Berlin Margarete Naumann

Lessing-Aschermittwoch

Der Lessingfasching ist vorüber. Denn ein Fasching war's. Fasching war die Vielgeschäftigkeit des Gewiebels und Gewabels der Feuilletonisten und Pressekorrespondenzler. Fasching waren vor allem die Festreden der großen Kanonen bei den offiziellen Feiern in Berlin und Hamburg. Aber man konnte dabei immerhin manches Interessante erfahren: daß Lessing ein Berg war, ein Leuchtturm, ein leuchtendes, reines Gebirge, ein Grundmagister, eine teure Gestalt, ein hoher Kamerad, ein fortkämpfender Flügelmann, daß er einen Klarheitskopf hatte, mit einem eisernen Besen kehrte, das Flammenschwert der Wahrheit führte, daß seine Dramen blühende Fleischwerdungen des Wortes sind, und daß sie heutigste Züge tragen, und daß mit Evas Tod die Sehne seines Lebens gebrochen war.

Sicher stimmt das alles, denn es ist von Männern gesprochen und geschrieben, die die Presse als große Geister feiert. Doch Scherz bei Seite! Denn die Dinge sind unsagbar traurig. Und doch mußte es so kommen! Lessing ist nun einmal nach Herders Formulierung der erste wahrhaft mündige Mensch im deutschen Geistesleben, und da ein Mündiger eben nur Mündige und werdende Mündige um sich verträgt, kann man ihm natürlich nicht mit dem traditionellen Zentenar- und Jubiläumspathos beikommen und eine Lessingrede nicht zuspitzen auf die Befriedigung eines kultischen Bedürfnisses. Da ferner Lessings Leben, Wort und Werk das Gepräge absoluter Klarheit trägt, wirkt auch Geistreichelei aller Art stillos. Und überhaupt gibt es auch für Fest- und Jubiläumsreden einen kategorischen Imperativ. Der lautet: Schreibe und halte deine Rede so, daß sie nicht nur auf ein festlich bewegtes, zu deinen Gunsten voreingenommenes Publikum wirkt, sondern auch, wenn die Festtage und der Festrausch längst vorüber ist, noch auf kritisch-nüchterne, aber zugleich auch wissenschaftlich und ästhetisch anspruchsvolle Menschen!

Ein Redner, dessen Rede Lessing kongenial sein soll, hätte mindestens zwei Erfordernisse erfüllen sollen. Die erste: er mußte, da Lessing selbst das Gewissen eines Gelehrten besaß, auch ein Mann von strengster wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit sein. Die Lessingrede eines Mannes, der nicht alles von Lessing von A bis Z gelesen hat, ist in der geistigen Welt das, was in der moralischen Welt ein Verbrechen ist. Es geht wirklich nicht so, daß man die bis zur Ermüdung zitierten Lessingaussprüche sammelt oder sich sammeln läßt, durch ihre Anführung Lessingkenntnis vorlügt, eigene Gedankengänge auf sie zuspitzt oder vielmehr um diese Zitate herum Worte macht. Das Rezept für Schinken in Brotteig ist nicht zugleich das Rezept für eine Lessingrede. Natürlich vergißt kein Redner das Wort von dem Gott mit der Wahrheit in der einen Hand usw., obgleich Harnack nun schon vor dreißig Jahren gezeigt hat, daß das gar kein genuin Lessingscher Ausspruch ist, sondern es sich nur um die Nuanzierung eines Wortes von Clemens Alexandrinus handelt.

Die zweite Forderung: Wer seine Hörer Lessing erleben lassen will, muß über Lessingsche Klarheit verfügen. Stilzuchtlosigkeit, die der Kraft entbehrt, logische Gedankenzusammenhänge herzustellen und sichtbar zu machen, und die durch Wortspiele und Wortspielereien und durch verblüffende apodiktische Formulierungen über diesen Mangel hinwegtäuschen will, ist für den genannten Zweck völlig ungeeignet. Wenn Lessing jetzt, falls er doch in den Himmel gekommen sein sollte, sich wirklich dort um das Gekerre über sein Wesen und die Vermannschung seiner Person kümmern sollte — was ihm freilich nicht zuzutrauen ist — und er würde lesen, daß er „auf die individuellste Art ein Schema des Produktiven vorbildet, eine geistige Lebensform, die bei einem gewissen Stimmungsurteil in schlechtem Geruch steht und von ihm als bloßes profanes Schriftstellertum gegen die heilige Sphäre dichterischen Ingeniums so scharf und herabsetzend wie möglich abgesetzt zu werden pflegt" — so würde er sich vielleicht wundern, daß seit seinem Weggang von der Erde auch die Urteile Nasen bekommen haben: aber wie man eine Lebensform absetzen und gar herabsetzend absetzen kann, würde er sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen können. Über den Parallelismus zwischen Einsteins Relativität und seiner Relativität der Offenbarung würde er vielleicht nicht einmal lachen, weil es ihm zu dumm vorkommen würde. —

Viel Unerfreuliches brachten auch die Artikel und Artikelchen der berufsmäßigen Schriftsteller und Abschriftsteller, mit denen diese die Presse versorgten: viel Phantasie, viel Geschmacklosigkeit, viel Unwissenschaftlichkeit. Die unerfreulichste Erscheinung ist aber wohl der Typus des geschäftskundigen Vielschreibers, der allerlei zusammenliest, das schön in Portionen verteilt und in verschiedenen Zeitungen serviert.

Wie sie alle, Schreibende und Redende, um die Klotzschen Händel scheu herumgehen! Klotz hatte nach der Methode „Ein Affe kratzt den andern, damit dieser ihn wieder kratze" mit Lobsprüchen um Lessings Lob gebuhlt, und war fassungslos, als er bei Lessing keine Gegenliebe fand, vielmehr dieser die ganze Methode brandmarkte und die Eiterbeule aufstach. Aber an solche Dinge rühren ist heute gefährlicher denn je.

Immerhin gab es bei den Lessingfeiern doch einiges Erfreuliche. Das Eine sind natürlich die gestifteten Preise. Doch mischt sich auch da schon ein Wermutstropfen in die Freude. Im Wesentlichen sind nur solche, die schon mit einem Werke den Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben, Preisanwärter. Aber sie sind schon über das Schwerste hinaus. Wertvoller wäre die Preisverteilung auf Manuskripte. Aber die müssen gelesen werden. Man nennt die, die das eigentlich machen sollten, Verlagslektoren und Dramaturgen. Vor allem wäre hier ein Arbeitsfeld für die Dichterakademie. Aber die Mitgliedschaft der Akademie ist vielleicht mehr als Ehre denn als Arbeitsbelastung gedacht.

Und nun das zweite Erfreuliche! Der „Neue Weg", das Organ der Bühnengenossenschaft, hat unter dem Motto „Lessing und wir" an Vertreter des Schrifttums und Theaters Fragen gerichtet. Aus

den Antworten sieht man, daß es noch viele Menschen gibt, die deutsch — und sehr schön sagt Nietzsche-Zarathustra: deutsch und deutlich — sprechen können. Bei manchen Antworten spürt man auch etwas von dem Glück, das sich auf den Mienen der Befragten bei der Erinnerung an gespielte Lessingrollen spiegelt. Und das Erfreulichste ist die Besinnung auf die Bedeutung und den Wert des gesprochenen Wortes und der Protest gegen die Sprachverwilderung des heutigen Schauspielers. Das ist wirklich Saat auf Hoffnung, ist Morgenrot. Es wächst die Zahl derer, die bekennen: Im Anfang war das Wort und nicht die Kulisse. Von diesen Bekenntnissen füge ich drei bei, die mir wert scheinen, einem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden.

Lessing zu spielen ist für mich auch heute noch immer dieselbe hohe Freude, die sie mir vor mehr als vierzig Jahren war, als ich zum Theater ging. Er scheint mir unverwüstlich, nie veraltet, herrlich! Bassermann

Vor Lessing und seinen drei Dramen kann man nur dankbare Ehrfurcht empfinden. Vor den Dramen, weil sie heute noch unvergänglich jung sind, wenn man ihre Menschen naiv auf sich wirken läßt, und weil sie sinnlichste Realität über zeitgebundener Form zeigen. Vor ihm, weil er, als ein Anfang, schon eine Vollendung ist, und zwar eine Vollendung durch Selbstzucht. Lust und Liebe erziehen sich zu geniehafter Leistung. Darum ein höchstes nationales Gut, für uns heute reinstes Sinnbild edelster Männlichkeit und der Fähigkeit, sich über sich selbst hinauszusteigern.
Ernst Legal.

Lessings Dialoge auf höchstem geistigem Niveau können angesichts der Sprachverwilderung Zuchtmeister der Klarheit, Deutlichkeit, Präzision, Exaktheit werden: Hier hilft nicht verwaschene Natürlichkeit, Nuschelei, hier gilt es Bedeutsames in müheloser sinnvoller Klarheit bringen: sprechen können. Richard Weichert.

Marburg Hans Weichelt

Bücher und Schriften

Hauptfragen der Amerikakunde. Von Walther Fischer. Neuphilologische Bibliothek, herausgegeben von Max Kuttner, Band 3. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1928. 91 S. 2.30 M.

Immer wieder hört man in Deutschland den Wunsch aussprechen, über das amerikanische Volk anders unterrichtet zu werden, als es in der Regel geschieht. Die meisten Bücher und Aufsätze, die bei uns über die Neue Welt erscheinen, leiden ja darunter, daß sich mehr oder weniger die Gefühlsurteile des Berichterstatters störend bemerkbar machen. Im Vergleich mit unserer eigenen Lage wird entweder zuviel Licht oder zuviel Schatten in das Bild eingetragen. Um so mehr muß man es begrüßen, daß da und dort Stimmen sich erheben, die zwar nicht das Verlangen nach Sensation befriedigen, dafür aber den Vorzug haben, zuverlässige Kunde zu vermitteln.

Da auch im Leserkreis der CW häufig die Frage aufgetaucht ist, wo man sich gut und nicht allzu umständlich über Americana erkundigen kann, so sei ausdrücklich auf diese Arbeit aufmerksam gemacht, die von dem Gießener Anglisten Walther Fischer soeben veröffentlicht wurde. Seine „Studien und Aufsätze" behandeln „Hauptfragen der Amerikakunde". Es sind der Reihe nach folgende Kapitel: 1. Die Bevölkerungselemente der Vereinigten Staaten. 2. Von der amerikanischen Geisteshaltung. 3. Amerikanische Kultur in amerikanischer Beleuchtung. 4. Von den amerikanischen Universitäten. 5. Das amerikanische Englisch.

Obwohl hier auf knappem Raum ein sehr reicher Stoff dargeboten und durch wertvolle Anmerkungen belegt wird, hat die Schrift keineswegs den Charakter eines trockenen Kompendiums. Der Text liest sich flüssig, wie ein guter Vortrag, und hält stets die Spannung des Lesers wach. Aus früheren Beiträgen der CW zur Amerikakunde werden unsere Freunde ohne jede weitere Begründung dem Urteil beipflichten, daß die fünf Gegenstände, die das Buch behandelt, besondere Wichtigkeit haben. Es ließe sich sogar mancherlei darüber sagen, wie in jedem Falle auch besondere religionskundliche, sogar theologische Fragen mit in die Erörterung einbegriffen sind. Ich beschränke mich darauf, einige besonders wichtige allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben.

Die Darstellung ist durchzogen von einer Grundfrage. Nicht bloß wir, sondern die Amerikaner selbst machen sich viele Gedanken darüber, in welchem Verhältnis die „Neue Welt" zur englischen Kultur steht. Eine konservative Gruppe von Beurteilern sucht die gemeinsamen angelsächsischen Züge in den Vordergrund zu rücken; ihr gegenüber machen sich Stimmen geltend, die einer Verselbständigung amerikanischer Kultur das Wort reden. Fischers Darstellung weiß dieser Debatte sehr wichtige Einsichten abzugewinnen. Sein eigener Standpunkt ist mild konservativ, was dem Ausländer wohl zum gerechtesten Urteil über Amerika verhilft.

Man sieht das etwa an der vornehmen Sachlichkeit, mit der innerhalb des Abschnittes über Puritanismus das Alkoholverbot besprochen wird. Selten findet man in wenig Sätzen ein derart besonnenes und zugleich kritisches Urteil von deutschen Beobachtern Amerikas formuliert. Ferner, wo in anderen Zusammenhängen wirkliche Schwächen des Amerikaners besprochen werden müssen, geschieht es stets so, daß man vor dem großen soziologischen Hintergrund der ganz anderen Verhältnisse auch die Schwächen begreifen und infolgedessen entschuldigen lernt. Mehr noch: indirekt versteht man nach der Lektüre der Fischerschen Aufsätze sogar Europa besser. Was der Verfasser z. B. über die amerikanischen Universitäten zu sagen weiß, regt stark dazu an, unser eigenes System nachzuprüfen. Wenn drüben neben den Pflichtschulen alle Arten von privaten Anstalten gern gefördert werden, so fragt man sich unwillkürlich, ob nicht auch bei uns manchesmal „die Theorie der demokratischen Gleichheit durch das Prinzip des Individualismus ergänzt" werden sollte. Ebenso ergeht es dem aufmerksamen Leser, wenn er Amerikaner darüber reden hört, daß die hohe wissenschaftliche Ausrüstung der Bildungsstätten oft in einem fragwürdigen Verhältnis zu dem erzielten Bildungsgrad der Studierenden steht.

Wer über das engere Gebiet kirchlicher und theologischer Fragen hinaus den weiten Hintergrund allgemeiner amerikanischer Kultur ernstlich studieren will, sei auf diese erfreuliche Publikation hingewiesen. Die Anmerkungen und der Index verhelfen überdies dazu, sich den Zugang zur jeweiligen Fachliteratur zu verschaffen.
Heinrich Frick

Amerikanische Gefängnisse und Erziehungsanstalten. Von Moritz Liepmann. Mannheim, Bensheimer Verlag 1927 76 S. 5 M.

Der Glaube an die Vorbildlichkeit der amerikanischen Gefängnisse erhält durch den Reisebericht Liepmanns einen ernsten Schlag. Es wird nicht bloß in Prohibitionsangelegenheiten von da drüben herübergelogen. Der Amerikaner liebt das Originelle, Exzentrische, Überraschende. Er leidet nicht unter Tradition und Vorurteil. So finden kühne Ideen weniger Widerstand. Auch importierte setzen sich dort leichter durch als bei uns zu Lande. Die Gefängniskunst des deutschen Obermaier, die man bei uns belächelte, fand drüben Boden. So entstand auch das heilige Elmina. Aber Liepmann hat es betrübt und enttäuscht verlassen: „Elmina war ein schöner Traum." Militärischer Drill, veraltete Erziehungsmethoden, Fehlen jeder Individualisierung, keine produktive Arbeit, ungenügende Beamte usw. Ich gestehe, daß ich nie an den amerikanischen Bluff geglaubt habe, da ich nirgends Nachweise über tatsächliche Erfolge fand. Liepmann zählt unter den 50 Gefängnissen und Erziehungsanstalten, die er besucht hat, auch vorbildliche auf, oder richtiger wertvolle Leiter und Leiterinnen, die sich durch jahrzehntelange Mühen Anstalten mit besonderen Vorzügen geschaffen. Aber auch hier bin ich kritisch. Liepmann ist selbst Verehrer der amerikanischen Gefängniskunst, und auch der beste Beurteiler kann mit einem einzigen Besuch das Wesen einer solchen Anstalt nicht ergründen. Er muß viel ungeprüft hinnehmen. Liepmann faßt das Resultat seiner Reise in fünf Forderungen zusammen: Ein wissenschaftliches Institut zur Erforschung der Ursachen und Mittel zur Bekämpfung der Kriminalität; Nieder mit den alten Schreckensgefängnissen: Mehr wissenschaftliche Diagnostizierung der Gefangenen; Wirklich konstruktive Erziehungsarbeit; Den Gefangenen mehr Selbstverwaltung. Alles gut, wenn auch nicht neu. Als ich 1900 die Unfruchtbarkeit der üblichen Arbeit an Strafgefangenen und Strafentlassenen erkannte, habe ich, ohne Redens davon zu machen, zunächst über ein Jahrzehnt mit aller Kraft auf allerlei neuen Wegen den Erfolg zu erzwingen versucht. Dann, als ich eine stattliche Anzahl von 5, 6, 7, 8, 9, 10 Jahre stehenden Dauererfolgen an zum Teil recht schwierigen Menschen vorführen konnte, habe ich gesprochen. Wenn dieser Weg öfter eingeschlagen würde, würden wir bald wissen, wie man Verbrecherische sittlich und sozial hebt und Gefängnisse einrichtet, und brauchten keine Anleihen bei fremden Völkern. Fortschritt will erarbeitet sein. Er fällt nicht vom Himmel, auch nicht vom amerikanischen.
Karl Grohmann †

Der Liberalismus und die deutschen Juden, das Judentum als konservatives Element. Von Rudolf Kaulla. München, Duncker und Humblot 1928. 100 S. 4.80 M.

Es wäre sehr schade, wenn diese Schrift unbeachtet vorüberginge. Ihr Verfasser verfügt über ein ungewöhnliches historisches Wissen und einen weiten Überblick über die Welt, er schreibt einen wohltuend anschaulichen Stil und hat auch denen, die sich mit der Judenfrage schon selbst beschäftigt haben, Beachtliches und Weiterführendes zu sagen. Das Besondere an ihm ist, daß er ein durch und durch konservativer Denker ist und den Geist der Aufklärung und des Liberalismus als die schwerste Gefahr für alle lebendige, tiefe Frömmigkeit und für die Gesundheit des sozialen Lebens ansieht. „Der Liberalismus führt mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zum Verlust der Glaubensinnigkeit und schließlich des Glaubens selbst", mindestens in der zweiten Generation. Deshalb beurteilt er die Verbindung zwischen Judentum und Liberalismus, die um der Emanzipation willen geschlossen wurde, als verderblich und beklagt es auf das Äußerste, daß sich die Juden, nach ihrer Tradition ein zu konservativer Haltung prädestiniertes Element, auch heute noch mit Vorliebe zu den Liberalen halten und durch die Mißhandlungen, die sie von den politisch rechtsstehenden Parteien erfahren, in dieser an sich unnatürlichen und widersinnigen Lage festgehalten werden. Obgleich er also grundsätzlich kein Lobredner der Emanzipation ist, weil sie die Zerstörung der alten kernhaften Frömmigkeit zur Folge gehabt hat (er sieht darin nur den klugen Versuch der Wirtsvölker, die Juden völliger aufzusaugen, als das mit Mitteln der Gewalt möglich

ist), so will er doch nicht, daß sie rückgängig gemacht werde. Vielmehr heißt es nun, wie die Dinge liegen: den Weg zu Ende gehen, wirklich zu Ende, und das kann nicht ein jüdischer Modernismus sein, auch nicht das Freidenkertum ohne Religion, sondern die Taufe, der Übergang zu einem positiven Christentum. Eine Rückkehr zum orthodoxen Judentum der Väter ist dem politisch und kulturell emanzipierten Juden von heute unmöglich, — wenn es Einige fertig bringen, so unter der Glut eines eigentlich unjüdischen Fanatismus, des Zionismus; — aller religiöse Liberalismus ist unbefriedigend (nach des Verfassers Urteil: auch der christliche); also bleibt nur ein Weg, um einen positiven Glauben und eine positive Einstellung zu den Dingen dieser Welt wiederzugewinnen, das Christwerden.

Sicherlich, dieser Auffassung wird widersprochen werden. Der Verfasser erwartet es nicht anders. Allein er behauptet, eine gewisse geschichtsphilosophische Logik für sich zu haben, die sich durch keine Einwände der Stimmung und des Zweifels aufhalten ließe. Nach seiner Meinung würde sich auch die Zwangsläufigkeit dieser Entwicklung schon längst aufs deutlichste gezeigt haben, wenn sie nicht durch den fortwährenden Nachschub der Ostjuden nach Deutschland zahlenmäßig verhüllt würde. Das bedarf der Nachprüfung. Symptomatisch aber erscheint mir jedenfalls, daß der Liberalismus hier nun auch von einer Seite, von der man es am wenigsten erwarten sollte, in Anklagezustand versetzt wird. Ich verkenne nicht, daß das Folge einer Vertiefung des geschichtlichen Sinnes und der Seelenkunde ist, aber mir will doch scheinen, als ob gar zu schnell vergessen würde, was die Welt der Aufklärung und dem Liberalismus verdankt. Erich Foerster

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

Die Papststadt und das Konkordat mit Italien

„Heute (am 12. Februar) mittags 12 Uhr wurde im Papstsaal des apostolischen Lateranpalasts ein Vertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien unterzeichnet, mit dem die römische Frage beigelegt und ein Konkordat zur Regelung der religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Italien abgeschlossen wird. Mit dem Vertrag zugleich wurde auch eine Finanzkonvention unterfertigt."

So lautet die offizielle aus dem Vatikan (Oss. Rom. Nr. 36) ausgegebene Nachricht, die dann noch die am feierlichen Akt von beiden Seiten beteiligten Persönlichkeiten aufzählt. Auf einer Photographie, die in den deutschen Bilderblättern nur zum Teil, in der „Times" (14. 2.) aber ganz veröffentlicht war, sind die handelnden Personen am langen Tisch zu sehen. In der Mitte sitzend der Kardinalstaatssekretär Gasparri mit dem Kardinalsbarett auf dem Haupte (er kam fiebrig aus dem Bett und mußte sich sofort nach der Aktion wieder legen); zu seiner Linken steht vor der brennenden Kerze Mussolini und verliest das Schriftstück, das er in der Hand hält; neben ihm weiter nach rechts (vom Beschauer gesehen) stehen der italienische Justizminister Rocco, der Unterstaatssekretär im Ministerpräsidium Giunta und der Staatssekretär für äußere Angelegenheiten Grandi. Links vom sitzenden Kardinalstaatssekretär stehen ohne Barett zunächst die zwei Prälatengestalten der Mitarbeiter Gasparris im Staatssekretariat Msgr. Borgongini-Duca, der Sekretär für außerordentliche Angelegenheiten (ein breites Klerikergesicht vor einer an der hinteren Wand befindlichen Bronzebüste) und Msgr. Pizzardo, Sekretär der Chiffren (ein italienisches Gesicht mit klugen schwarzen Augen). Es folgt am Ende des Tisches auf der linken Seite der Rechtsanwalt Francesco Pacelli, Bruder des Berliner Nuntius, der als Rechtsbeistand des Heiligen Stuhles seit 6. August 1926 die 110 Vorverhandlungen mit dem inzwischen verstorbenen, von der italienischen Regierung beauftragten Rechtsanwalt Barone die Verhandlungen geführt hat. Anfang 1927 wurden sie unter Teilnahme Borgongini-Ducas in die einsam gelegene Villa des Kardinals Belmonte am Monte Mario verlegt und in zehn mehrtägigen Sitzungen der Wortlaut des Konkordats Februar 1927 vereinbart. Nun begannen die oft unterbrochenen Umredigierungen im größeren Konzern; erst am 3. September 1928 wurde Gasparri zur Eröffnung der offiziellen Verhandlungen vom Papste und am 9. November 1928 Mussolini zu solchen vom König von Italien bevollmächtigt. Seit 7. Januar d. J. führte Mussolini selbst nach dem Tode seines Unterhändlers Barone die letzten Verhandlungen, die meist abends nach 9 Uhr bis nach Mitternacht in seinem Hause stattfanden.

Über den Inhalt der drei am 11. Februar zum siebenten Jahrestag der Papstkrönung unterzeichneten Verträge, die am 25. Februar dem Großen Faschistenrat, am 20. April dem italienischen Parlament vorgelegt und im Juni durch den italienischen König und durch den Papst ratifiziert werden sollen, sind bis jetzt nur dürftige Auszüge bekannt.

Der Souveränitätsvertrag, aus einem Vorwort und 27 Artikeln bestehend, enthält die Bestimmungen über die Città del Vaticano. Sie scheint klein geraten zu sein, kleiner als sie zunächst angekündigt war. Die Basis des souveränen Papststaates ist nur Vatikan und Peterskirche. Die bestehende Bahnstation St. Peter, aber auch der ganze Raum bis zum Platz von St. Peter, ja sogar noch der Palast des heiligen Offiziums und der Campo Santo sollen nach neuesten Nachrichten außerhalb des geschlossenen Papstbezirks liegen. Doch werden den apostolischen Basiliken, sowie den päpstlichen Palästen und Gebäuden außerhalb der Vatikanstadt die Rechte der Exterritorialität verliehen. Dazu gehört auch das Kastell Gandolfo mit dem waldreichen Gründen der Villa Barberini am Albanersee, das wieder Sommerresidenz der Päpste werden wird. Ein Kopfbahnhof für die päpstlichen Salonwagen (einige hundert Meter von der Station St. Peter) sowie direkte Verbindungsmöglichkeiten mit der Außenwelt durch Telegraph, Radio, Telephon, Post und Flugzeug sollen durch die italienische Regierung geschaffen werden. Italien erkennt das Gesandtschaftsrecht des Heiligen Stuhls an und richtet selbst eine Gesandtschaft beim Vatikan ein; der beim Quirinal dafür zu erwartende Nuntius soll dauernd Doyen des diplomatischen Korps beim italienischen Hof sein. Die Strafjustiz im vatikanischen Gebiet soll durch Delegation von italienischen Behörden ausgeübt werden. Im Übrigen wird die Vatikanische Stadt ewig als neutrales und unverletzbares Gebiet anerkannt und das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 für abgeschafft erklärt.

Der Papst erklärt, daß „er nicht beabsichtigt und daß er nicht teilnehmen wird an zeitlichen Kompetitionen mit den andern Staaten und nicht an internationalen Konferenzen, die zu solchen Zwecken einberufen werden, es sei denn, daß seine Vermittlung von den interessierten Mächten angerufen wird." Er anerkennt den italienischen Staat unter der Regierung des Hauses Savoyen mit Rom als Hauptstadt und erklärt die römische Frage endgültig für erledigt. Über der Frage der möglichen Teilnahme des souveränen Papstes am Völkerbund, die durch die wörtlich mitgeteilte Fassung nicht ausgeschlossen erscheint, kam es schon zu einer Aktion im englischen Parlament. Zwei Abgeordnete der Arbeiterpartei (Colonel Wedgwood und Mr. Malone) suchten in mehreren Fragen an Chamberlain festzustellen, wie sich die Auswärtige Politik Englands gegenüber einem Aufnahmeverfahren des Papstes in den Völkerbund verhalten würde, und empfahlen vorherige Verständigung hierüber — mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Chamberlain erklärte, vor Einsicht in den Wortlaut der Verträge natürlich noch nicht urteilen zu können (Times vom 14. 2.).

Im Pariser „Excelsior" weist der Pater de la Brière, Professor für Völkerrecht am Katholischen Institut und Professor für Kirchenrecht an der Carnegie-Stiftung, auf eine frühere Erklärung des Papstes Pius XI. hin, daß er weder in der Gegenwart noch in der Zukunft den Wunsch habe, sich beim Völkerbund vertreten zu lassen und bei allen seinen Fragen mitzuarbeiten. Der Heilige Stuhl denke sich seine Beziehungen zu dem Völkerbund in Form einer Fühlungnahme zu gewissen Zeiten, und zwar, wenn diese oder jene Frage aufgeworfen werde, die geeignet sei, den Heiligen Stuhl besonders zu interessieren. Unter diese Fragen würde zu rechnen sein das Problem der religiösen Minderheiten und die Rechte der Missionare in den Mandatsgebieten. Wenn der Völkerbund es in einer solchen Frage für vorteilhaft oder notwendig erachte, die offizielle Mitarbeit des Papstes zu gewinnen, so könne er dies am besten durch eine Botschaft an den Vatikan tun. Der Heilige Stuhl werde die Angelegenheit dann auf dem Wege offizieller Verhandlungen mit dem Völkerbund durch den apostolischen Nuntius in Bern oder einen andern päpstlichen Diplomaten regeln (Germ. 18. 2. Nr. 82). Die katholischen Regierungen, die ein derartiges Gesuch beim Papste vorbereiten sollten, werden sich nicht verhehlen dürfen, daß das paritätische Schritte bei den Vertretern der nichtkatholischen christlichen Kirchenvereinigungen (etwa von Life and Work, als dessen Vertreter D. Adolf Keller in Genf anzusehen ist) durch die Regierungen der vorwiegend nichtkatholischen Staaten angeregt würde. In der italienischen Presse wird starker Nachdruck darauf gelegt, daß der Papst nicht Mitglied des Völkerbunds werde und etwa gegen Italien konspirieren könne. Daß die Ausführungen de la Brières offiziösen Ursprung haben, kann man aus den ähnlichen Gedanken der in deutschen katholischen Blättern erschienenen Korrespondenzen aus Rom und Genf erschließen (vgl. die Art. „Römisches Zeitgeschehen" von Freih. Reitz von Frentz in Augsb. PZ. Nr. 44 und „Vatikan und Völkerbund" aus dem Genfer katholischen Journalistenkreis in Augsb. PZ. Nr. 40 und 45).

Bereits bei zwei Gelegenheiten, beim Empfang der römischen Stadtpfarrer und Fastenprediger am 12. Februar (Oss. Rom. Nr. 37) und gegenüber einem Pilgerzug der katholischen Universität zu Mailand (am 13. Februar, Oss. Rom. Nr. 39, vgl. FZ 122) hat der Papst über den neuen Vertrag sich geäußert: Er allein sei für das Geschehene verantwortlich; er habe darauf verzichtet, Garantien anderer Mächte einzuholen. Das Gebiet sei wohl klein, aber er habe absichtlich so wenig verlangt, um dadurch zu zeigen, daß der Vater mit seinen Kindern unterhandle, und um ihnen die Prüfung leicht zu machen. Statt einer internationalen Garantie für seine Souveränität und seine vertraglichen Rechte (die Mussolini von vornherein abgelehnt hatte) will der Papst viel lieber auf das Gerechtigkeitsgefühl des italienischen Volkes und auf die göttliche Vorsehung vertrauen. Man müsse sich bewußt sein, daß dies kleine Gebiet durch unendliche Kunstschätze, und besonders auch durch den Leib des heiligen Petrus als besonders kostbar anzusehen sei. Den Pilgern aus Mailand erklärte er noch besonders, daß das Konkordat mit Italien die Souveränitätsbedingungen, „die im gegenwärtigen Zeitalter nur mit einem gewissen Territorium

anerkannt werden", annehmbar gemacht habe. „Es war unbedingt nötig, Vertrag und Konkordat in gleichem Pakt durchzuführen." Die Lösung war sehr schwer. „Wir dachten manchmal, daß zu der Lösung geradezu ein Alpinist nötig war, gewohnt an die schwierigsten Besteigungen, oder ein Bibliothekar, gewohnt, den historischen und dokumentarischen Forschungen bis auf den Grund zu gehen." Der Papst rühmt des weiteren den Mann, den ihm die Vorsehung gegenübergestellt habe: „ein Mann, der nicht die Bedenken der liberalen Schule hatte, für die alle jene Gesetze und Bestimmungen ebenso viele Fetische waren, um so unantastbarer, je entstellter und böser sie aussahen." „Dieses Konkordat gehört sicher zu den besten."

Auf die Bemerkung, daß das Konkordat mit Italien für den Papst das Wichtigste sei, wird besonderes Gewicht zu legen sein. Es geht in der Tat mit seinen 45 Artikeln so weit, wie kein anderes Konkordat des 19. und 20. Jahrhunderts. Nicht nur, daß die Verfassungsbestimmung, daß die katholische Religion Staatsreligion sei, wiederholt wird: es wird der katholischen Kirche ein besonderer strafrechtlicher Schutz gewährt. Alles, was mit dem heiligen Charakter Roms im Widerspruch steht, soll vom italienischen Staat vermieden und nicht erlaubt werden (also wohl auch die Ausbreitung nichtkatholischer Kirchen). Die kirchlichen Feiertage sind Staatsfeiertage; die religiösen Orden werden als juristische Personen anerkannt; das kirchliche Eherecht soll in seinem ganzen Umfang staatliche Geltung haben. Die Möglichkeit der Zivilehe und die Standesämter bleiben bestehen, aber die kirchlichen Eintragungen gelten ohne weiteres als kommissarische standesamtliche Beurkundungen. Wichtig könnte die neue Zirkumskription der Bistümer werden, die an die staatliche Verwaltung angeglichen werden soll, wenn dadurch eine Verminderung der bekanntlich in Italien überzahlreichen Bischofssitze einträte. Aber darüber ist Näheres noch nicht bekannt gegeben. Die Wahl der kirchlichen Dignitäten erfolgt nach Analogie des polnischen Konkordats (Ernennung durch die Kurie nach vorheriger Feststellung bei der Regierung, daß gegen den Kandidaten keine politischen Bedenken vorliegen). Religionsunterricht soll nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den Mittelschulen nach einem gemeinsam vereinbarten Programm erteilt werden. Ein gegen die liberale Kritik des Auslands (auch der italienischen Exulanten) gerichteter offiziöser Artikel des „Giornale d'Italia" betont, daß die Geistlichkeit abgesehen vom Religionsunterricht keinerlei Einfluß in den Schulen erhalte; es könnten keine katholischen Universitäten und Fakultäten (seitens des Staates?) errichtet werden. Endlich ist im Konkordat die Organisation der Katholischen Aktion (wohl mit Ausnahme der aufgelösten katholischen Pfadfindervereinigungen) vom Staate anerkannt.

Im Verlauf der Preußischen Konkordatsverhandlungen, die zur Zeit auf einem toten Punkt angelangt zu sein scheinen (wenigstens nach der Erklärung des Ministerpräsidenten Dr. Braun im Hauptausschuß des Landtags am 16. 2., daß „solange das Staatsministerium nicht mit dem Vertragsgegner einig sei, der Zeitpunkt nicht gekommen sei, der weiteren politischen Öffentlichkeit über das Ergebnis der Verhandlungen irgend etwas zu sagen") soll der Nuntius Pacelli gesagt haben, daß es der Kurie darauf ankomme, von den kanonischen Rechtsgrundsätzen des neuen Kodex möglichst viel in das Staatskirchenrecht hineinzubringen. An diesem Grundsatz gemessen ist in der Tat das italienische Konkordat ein ideales. Doch sucht selbst der schon erwähnte Verteidigungsartikel im „Giornale d'Italia" (nach dem ausgezeichnet orientierten Korrespondenten der Frankfurter Zeitung Nr. 133; er hat z. B. von der gesamten Weltpresse die erste Nachricht über den Pakt der Öffentlichkeit mitteilen können, 1928 Nr. 958) mit einer Entschiedenheit, die an die organischen Artikel Napoleons, die dem Konkordat von 1801 auf dem Fuße folgten, oder an das Bayrische Religionsedikt von 1818, das auf das Konkordat von 1817 folgte, erinnern mag, aufs deutlichste zu betonen: Die Staatsautorität ist keineswegs eingeschränkt: der geistliche Einfluß bleibt auf das religiöse Gebiet beschränkt. Die Angehörigkeit zum Vatikan könne weder durch Geburt noch durch kirchliche Grade oder Ämter, sondern ausschließlich durch die vom Papst zu genehmigende Niederlassung auf vatikanischem Boden erworben werden. Ausgenommen von dieser Beschränkung sind nur die Kurienkardinäle, die immer als Vatikanbürger gelten, aber auch sie sind gleich anderen Ausländern den italienischen Gesetzen unterworfen. Alle anderen italienischen Geistlichen und Ordensleute sind italienische Bürger und den staatlichen Gesetzen unterworfen. Während für die Kurienkardinäle ein geistliches Sondergericht nach dem Konkordat einzusetzen ist, unterstehen alle übrigen Geistlichen den weltlichen Gerichten, nur unter Benachrichtigung des Bischofs über die Strafverfahren und die Verurteilungen. Es darf wohl angenommen werden, daß in dem Konkordat auch die Frage des Religionsunterrichts in den Gebieten Italiens mit sprachlichen Minderheiten geregelt worden ist. Man hat vorerst kein Recht zu vermuten, daß die Kurie gegen die Anerkennung des Religionsunterrichts in allen Schulen Italiens auf ihren Grundsatz der Erteilung des Religionsunterrichts in der Muttersprache verzichtet hätte. Aus einem Artikel des „Popolo d'Italia" vom 21. Februar (Germ. Nr. 88) geht vielmehr hervor, daß Mussolini sich auch in Südtirol mit dem Religionsunterricht in deutscher Sprache abgefunden hat und von den Pfarrgeistlichen, die ihn abhalten, nur ein unbedingtes Treugelöbnis zum italienischen Staate verlangt. Auch in Istrien, sagt das Mailänder Blatt, seien Zustände wie in Westsavoyen wohl denkbar, wo das Volk französisch spreche, aber Italienisch genügend verstehe. In dem Communiqué über den Inhalt der Verträge scheint dieser Punkt mit Rücksicht auf die nur allmählich zu überwindende Empfindlichkeit der faschistischen Heißsporne noch nicht berührt worden zu sein.

Der dritte der zwischen Italien und der Kurie abgeschlossenen Verträge ist das Finanzabkommen, wonach dem Papst 750 Millionen Papier-Lire überwiesen werden, dazu eine Milliarde von Staatspapieren (Konsols), welche die jährlichen Einkünfte des Papstes um 50 Millionen Papier-Lire vermehren werden. Bekanntlich war dem Heiligen Stuhl durch das Garantiegesetz von 1871 (Art. 4) die Dotation einer jährlichen Rente von 3 225 000 Lire zuerkannt worden (d. h. die Summe, welche 1848, als im Kirchenstaat vorübergehend unter dem „liberalen" Pius IX. eine Konstitution eingeführt worden war, als Erfordernis für die päpstliche Hofhaltung und Diplomatie und des Kardinalskollegium in das Budget eingestellt worden war). Der Papst hat, wie ebenfalls allgemein bekannt ist, diese Summe (in Ablehnung des gesamten Garantiegesetzes) niemals in Anspruch genommen und sich für seine Ausgaben die freiwilligen Gaben („Peterspfennig") der Katholiken aller Länder, besonders auch aus Nordamerika ersammeln lassen, die zur Zeit ungefähr $1^1/_4$—$1^1/_2$ Millionen Goldlire betragen. Der italienische Staat hätte bis jetzt eine Gesamtsumme von 187 050 000 Papier-Lire in 58 Jahren zahlen müssen (zirka 51 Millionen Gold-Lire). Der Papst wünschte, wie man hörte, eine noch höhere Abfindungssumme, als sie schließlich vereinbart worden ist, nämlich etwa vier Milliarden Papier-Lire. So erhält nun der Papst bei vereinbarter fünfprozentiger Verzinsung der gesamten Abfindungssumme von 1 750 000 000 Lire eine Jahresrente von $87^1/_2$ Millionen (Papier-)Lire, wodurch, wie Mussolini im Giornale d'Italia verkündigen ließ, der Vatikan vom Ausland und insbesondere vom Peterspfennig Amerikas unabhängig gemacht werden soll. Um die Höhe des italienischen Entgegenkommens einzuschätzen, sei zum Schluß darauf hingewiesen, daß „ewige" Renten, die nicht abgehoben werden, nach italienischem Landrecht nach fünf Jahren verjähren. (Art. 2144 Ital. Ziv. Ges. B.)

Das Konkordat war dem Papste, wie er selbst sagte, die Hauptsache: „Es hat Gott wieder Italien und Italien wieder Gott zurückgegeben." In der Tat litt das katholisch-kirchliche Leben in dem Volke, aus dem die Päpste selbst und weit über die Hälfte aller kurialen Beamten und Würdenträger stammen, in den letzten 59 Jahren unter der Zwiespältigkeit zwischen der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt. Für Mussolini kommt zu diesem Grund des Friedensschlusses natürlich die oft genug ausgesprochene und auch jetzt aus der jubilierenden Presse des Duce heraustönende Absicht hinzu, das „zweite Rom" der Päpste, ebenso wie das aus den Trümmern gehobene „erste Rom" dem „dritten Rom" des Fascio nutzbar zu machen. Bisher besaß der Vatikan, in seiner freiwilligen „Gefangenschaft" gegenüber einem Italien, das die Legende von einem geknechteten Papsttum zu entkräften alles Interesse hatte, doch tatsächlich zu einer wahrhaft internationalen Stellung nicht nur die Möglichkeit, sondern mußte sie auch kräftig auszunutzen. Wie weit er in Zukunft der italienischen Umklammerung sich zu wehren vermag, muß die Zukunft lehren! Es ist eine Ironie der Geschichte, daß ausgerechnet Gasparri, der unter allen italienischen Kurialbeamten sprödeste Gegenspieler des faschistischen Nationalismus, am grünen Tisch im Lateran neben Mussolini die Verträge unterschreiben mußte. Und es ist interessant zu hören, daß die Presse des Papstes und seine Ansprachen selbst z. B. gegenüber den römischen Fastenpredigern nicht so sehr auf den Ton des Jubels, als den der gedämpften Entschuldigung gestimmt sind (vgl. den Artikel des römischen Korrespondenten der Frankf. Z. Nr. 132). Ja schon die drei Tage vor dem Pakt vorausgegangene erste Ankündigung des Friedens durch Gasparri an die Chefs der diplomatischen Missionen am Vatikan hat eine Verstimmung im Palazzo Chigi ausgelöst, weil das wie ein Versuch der von Italien strikt abgelehnten Internationalisierung der Verträge erschiene! Die jetzt gerade vielfach in der katholischen Christenheit außerhalb Italiens (z. B. in einer Eingabe des amerikanischen Klerus oder in dem oben erwähnten Aufsatz de la Brières aus Paris) laut gewordenen Wünsche nach einer stärkeren Internationalisierung des Kardinalskollegiums und des Bamtenapparats der Kurie wurden von den Pressevertretern an der Kurie bereits vorsichtig zurückgewiesen: „Man stelle sich einmal praktisch das Arbeiten von solchen Zentralbehörden vor, in denen etwa neben Italienern, Franzosen, Deutschen, Amerikanern usw. nun auch noch schwarze Theologen aus Innerafrika oder Priester aus Siam säßen! Derartige Dinge für die nächste Zukunft auch nur als Schattenbild zu entwerfen, hieße an Stelle so vieler in Jahrhunderten bewährter Tradition der päpstlichen Regierung einen wirren Knäuel und eine lebensfremde Gleichmacherei setzen" (Augsb. PZ. Nr. 44). Das italienische Problem an der Kurie wird ein Knäuel wachsender Schwierigkeiten nicht nur für die Kurie selbst, sondern für die ganze katholische Kirche werden.

Das im Souveränitätsvertrag vom Papste tatsächlich Erreichte ist schließlich ein Resultat, das schon längst hätte erreicht werden

können, dazu in größerer Ausdehnung des Souveränitätsgebiets. Im Jahre 1859 erschien, wie jeder mit der Geschichte des Kirchenstaats einigermaßen Vertraute weiß, die Broschüre Le Pape et le Congrès (H. Bastgen, Die römische Frage 1, 1917, S. 419 ff.) aus der nächsten Umgebung Napoleons III., deren Beweisführung dahin ging: „Je kleiner das Gebiet ist, desto größer wird der Souverän sein!" Der Vorschlag war, daß der Kirchenstaat auf die Stadt Rom konzentriert und unter internationale Garantie gestellt werden sollte. Am Widerstand des damaligen Papstes Pius IX. scheiterte der zu diesem Zweck auf das Jahr 1860 nach Paris einberufene Kongreß. Und die jetzt gefundene „Minimallösung" ist bekanntlich zuerst von deutschen Gelehrten, nämlich F. X. Funk und F. X. Kraus, sowie schließlich von dem Jesuitenpater Franz Ehrle ins Auge gefaßt worden. Die Ersteren, wie auch der Bischof Bonomelli von Cremona, der zum ersten Male den Gedanken eines Korridors über Frascati bis Civitavecchia vertrat (H. Bastgen a. a. O. 3, 1 S. 216 ff.) haben seinerzeit wenig Zustimmung bei der damaligen katholischen Welt und Kurie gefunden. Versuche kurialer Parteigruppen, mit Hilfe Bismarcks oder anderer diplomatischer Persönlichkeiten einen Frieden zwischen der Kurie und Italien unter den Päpsten Leo XIII. und Pius X. herbeizuführen, scheiterten in der Regel an der französischen Partei innerhalb des Kardinalskollegiums. Und auch heute ist die auswärtige Nation, welche durch die Aussöhnung am unmittelbarsten betroffen und in allen ihren Schattierungen von den devotesten Katholiken bis zu den radikalen „Laizisten" überrascht und von einem Gefühl der Benachteiligung berührt ist, die französische. Aber ungeachtet dieser „treuesten" (und doch wieder so ungetreuen) „Tochter" der katholischen Kirche war endlich die Stunde gekommen, daß die minimalste aller „Minimallösungen" gutgeheißen werden mußte von einem die Geschichte anerkennenden Papste, von dem die katholische Presse zu melden weiß, daß er im letzten heißen Sommer (als schon die Ausgleichsverhandlungen im besten Gang waren) mehr als einmal sehnsüchtig der Kühle des Castel Gandolfo gedacht habe. Auf die Dauer war die Fiktion der Gefangenschaft und der Protest gegen die Annexion des Kirchenstaats durch das Königreich Italien nicht mehr aufrecht zu erhalten. So mußte schließlich Pius XI. handeln und hat damit ein neues Blatt in der Geschichte des Papsttums aufgeschlagen.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Die Vereinigung „Deutsch-Evangelisch im Ausland", in der 27 außerhalb der Reichsgrenzen deutsche evangelische Arbeit pflegende evangelische Organisationen, Gesellschaften und Stiftungen vereinigt sind, hat ihren Namen in Reichsverband deutsch-evangelischer Auslandsarbeit umgewandelt.

Der rheinische Provinzialkirchenrat hat in einer Eingabe an die preußische Staatsregierung gebeten, Vertretern der Kirche Gelegenheit zu einer Aussprache über die Umgemeindungsvorlage zu geben. Rb 40

Dem Schulrat Dr. Kurtz, dessen Äußerungen über Jesus in der Schule zu Klein-Bresa Anstoß erregt hatten, ist laut Mitteilung des Ministers im preußischen Staatsrat eröffnet worden, daß ihm die Aufsicht über den Religionsunterricht entzogen werden wird, wenn er neuerdings zu Beschwerden Anlaß geben sollte. Er solle auch disziplinarisch einen Verweis erhalten. AELKZ 6

Die in Oberschönweide bei Berlin mit 918 Kindern errichtete weltliche Schule ist von der Bezirksverwaltung Treptow geschlossen worden, weil die Zahl für Ostern 1929 nur noch 125 Kinder beträgt. AELKZ 5

D. Michaelis-Bielefeld regt eine allgemeine Fürbitte anläßlich der Reparationsverhandlungen an: „Daß uns der Herr vor neuen schweren Bindungen, Versklavungen und Versprechungen, die wir nicht halten können, gnädig bewahre und den verantwortlichen Männern zu solchem ‚Nein' den Rücken stärke."

Die wallonisch-niederländische Doppelgemeinde in Hanau ist in den Bund freier evangelisch-reformierter Gemeinden Deutschlands aufgenommen.

Die Arbeitsgemeinschaft für evangelische Weltanschauung und Lebensgestaltung (Vorsitzender Landesbischof D. Marahrens) in Hannover hat für die Glieder der Hannoverschen Landeskirche ein Preisausschreiben erlassen (500, 300, 100 Mark) über das Thema: „Die Wahrheit des Kleinen Katechismus D. Martin Luthers als Grundlage evangelischer Weltanschauung und Lebensgestaltung."

Bei den Kirchenwahlen in Hessen hat die kirchliche Rechte (Positive Vereinigung) 3 Sitze verloren. Der Landeskirchentag setzt sich künftig so zusammen: 19 kirchliche Rechte, 20 (früher 19) Mittelpartei (Evangelische Vereinigung), 14 (früher 13) kirchliche Linke (Freie volkskirchliche Vereinigung), 1 (0) Bund für lebendige Kirche.

In Bayern sind im vergangenen Jahre 80—90 katholische Kirchen gebaut; für sechs evangelische Kirchen und Betsäle wurde der Grundstein gelegt, 15 wurden eingeweiht.

Das ehemalige Lehrerseminar Paradies in der Grenzmark ist dem katholischen Karitasverband für ein katholisches Schülerheim überlassen. Im Nachbarort Jordan wurde ein evangelisches Schülerheim errichtet.

In Österreich gibt es 12 988 Reformierte, von denen 9133 auf Wien entfallen.

Der Antrag auf Errichtung einer katholischen Universität Salzburg ist im Nationalrat mit 82 gegen 78 Stimmen gefallen.

Der Kirchenrat der Christelijk Gereformeerde Kerk in Amsterdam-West hat in seiner Sitzung vom 28. August sein tiefes Bedauern darüber ausgesprochen, daß die Königin Wilhelmina nicht nur ihre Sympathie für die olympischen Spiele unzweideutig kundgetan, sondern auch am Tage des Herrn im Stadion die Preise an die Sieger verteilt hat. Er beschließt 1. in einem Schreiben an die Königin diese Aussprache bekannt zu geben, 2. die mit dem Briefwechsel an die Obrigkeit Beauftragten durch Vermittlung des Gesamtgemeindekirchenrats zu ersuchen, namens der gesamten reformierten Kirche der Königin zu berichten, wie tief sie dadurch die religiösen Gefühle eines sehr großen Teils ihres Volkes gekränkt hat, 3. im Blick auf die Öffentlichkeit dieser Tatsache den Beschluß in „unseren" Blättern bekanntzugeben. RefKZ 6

Kommissar Higgins ist zum zeitweiligen Führer der Heilsarmee erwählt. General Bramwell Booth hat gegen den Absetzungsbeschluß des Hohen Rats Klage erhoben mit dem Zweck, alle Konten der Heilsarmee für Auszahlungen zu sperren, die nicht von ihm selbst oder einem seiner Beauftragten genehmigt sind.

Auch in Amboise hat der Erzbischof von Tours die Pfarrei mit dem Interdikt belegt, wegen Streitigkeiten über den Mietspreis des Pfarrhauses zwischen der römischen Kirche und der radikal-sozialistischen Stadtverwaltung. DEK

Die Waldensertäler sind von schweren Unwettern heimgesucht worden. Genf, Lausanne, Zürich und Basel haben erste Hilfe gesandt, die protestantischen kirchlichen französischen Blätter veröffentlichen Aufrufe zu Sammlungen.

Außer dem deutschen Propsteibezirk (9 Gemeinden mit 11 Pastoren), der dem estnischen Landesbischof und Konsistorium untersteht, gibt es in Estland noch 4 unabhängige, von der Landeskirche als religiöse Gemeinschaften registrierte deutsche Gemeinden und 3 Gemeinden, die mit den örtlichen estnischen Gemeinden Pastor und Kirche gemeinsam haben. Alle diese sind in einem Verband der deutschen Gemeinden Estlands (Lutherverband) zusammengeschlossen. Nur 3 weitere Gemeinden haben den Anschluß an diesen Verband noch nicht nachgesucht.

Pastor Tallmeister (CW 3 Sp. 147) teilt im ProtBl 5 mit, daß die Beschuldigungen des Konsistoriums gelautet haben: er halte die Jungfrauengeburt für unhistorisch, verstehe die Auferstehung Jesu nicht fleischlich-körperlich und sehe Jesum auf Erden für irrtumsfähig an, beispielsweise in seiner Erwartung der baldigen Wiederkunft. Das Absetzungsurteil des Konsistoriums ist noch nicht rechtskräftig, weil das vom Kirchentag gewählte Geistliche Obergericht es aus formalen Gründen aufgehoben hat. Anders steht es mit der gleichfalls vom Konsistorium ausgesprochenen Absetzung des an derselben Kirche tätigen Pastors Kulius. Da aber nach dem staatlichen Gesetz jede Gemeinde selbständige juristische Person ist, kehrt sich die Gemeinde nicht an das Urteil. Kulius ist bis heute noch im Amte, und über Tallmeister hat die Generalversammlung der Gemeinde beinahe einstimmig beschlossen, daß sie das Urteil des Konsistoriums für ein Überbleibsel des mittelalterlichen Geistes hält und den Pastor bittet, im Amte zu bleiben.

Polen zählt nach den Angaben des statistischen Amtes 6 580 000 Analphabeten.

An den polnischen Universitäten gibt es 962 evangelische Studenten, 663 männliche und 239 weibliche. Davon entfallen auf Warschau 283, Krakau 87, Wilna 26, Posen 140, Lemberg 53, Lublin 4. An den übrigen akademischen Instituten studieren 309 Evangelische.

Zwei kleine deutsche Kolonien in Wolhynien bauen sich aus eigenen Mitteln Bet- und Schulhäuser. Das in Harazdze (es gibt dort nur 13 Wirte), ist schon eingeweiht, die andere Kolonie von 30 evangelischen Familien hat bereits erhebliche Mittel gesammelt.

Die Leitung des Sowjetstaates hat beschlossen, mitten in dem gefährdeten Gebiet der Sowjetunion, der Ukraine: „zur Stärkung der antireligiösen Propaganda und um der antireligiösen Bewegung eine wissenschaftliche Basis zu verleihen" eine antireligiöse Universität zu gründen.

Die Sowjetbehörden, deren antireligiöse Einstellung bisher fast nur die Christen zu spüren bekamen, haben jetzt in Aserbeidschan neben verschiedenen orthodoxen Kirchen auch 70 mohammedanische und 5 jüdische Religionsgebäude den kommunistischen Klubs zur Benutzung übergeben oder zu Wohnstätten ausgebaut. REVP

Das Präsidium des Moskauer Sowjets hat das Projekt bestätigt, das die Neugestaltung des Schuljahres behandelt. Es ist von der Moskauer Abteilung für Volksbildung in Verbindung mit der Moskauer Abteilung für Volksgesundheit ausgearbeitet worden. In den Schulen erster Stufe in Städten, Flecken und Dörfern des Gouvernements zerfällt das Schuljahr in vier Quartale. Die Ferien werden ohne Rücksicht auf die kirchlichen

Feste festgesetzt. In den Schulen des höheren Typus beginnt die Schularbeit am 21. August und schließt am 8. Juni. (Iswestija, 22. 11. 28.) REWP

Die amerikanische Bibelgesellschaft hat die britische mit 10 034 797 gegen 9 936 714 Bibeln bis 31. März 1928 überholt.

Die Colleges für Neger in den Vereinigten Staaten sind in den letzten Jahren um mehr als das Doppelte, ihr Besuch um mehr als das Sechsfache gewachsen; 1916: 31, 1926: 77 Anstalten; 1916: 2132, 1926: 13 860 Studenten. Die Zahl der farbigen Theologiestudenten ist stark zurückgegangen, ein Zeichen dafür, daß der farbige Pfarrer nicht länger der Führer seiner unterdrückten Rasse ist. ChrCent 1928, 49

Der vor einigen Wochen in China von einer Bande gefangen genommene Missionar der Berliner Missionsgesellschaft, Georg Schramm, wurde gegen ein von der chinesischen Regierung bezahltes Lösegeld von 10 000 mexikanischen Dollar (21 000 Mark) in Freiheit gesetzt.

Das päpstliche Bibelinstitut in Rom kündigt die Herausgabe eines Lexikons der sumerischen Sprache an.

Der schlesische Superintendent Daechsel hat eine neue Übersetzung des Neuen Testaments herausgegeben.

Von Personen. Berufen: Professor D. Heinrich Frick in Gießen als Nachfolger Ottos nach Marburg; Professor D. Paul Tillich in Dresden als Nachfolger von Max Scheler nach Frankfurt a. M. Gewählt: Pastor Karl Dubbels von St. Gertrud zum Hauptpastor an St. Katharinen in Hamburg; Professor D. Mahling in Berlin zum Vorsitzenden der deutschen Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus. Zurückgetreten: von der Wahl zum Studentenseelsorger für Frankfurt Pfarrer Dr. Bernhard Ritter in Marburg. Promoviert: Professor Lic. Heinrich Bornkamm in Gießen und Professor Lic. Hanns Rückert in Leipzig zu DD. von Berlin, Bildhauer Professor Th. v. Gosen in Breslau zum D. von Breslau. Gestorben: Generalsuperintendent D. Otto Meyer in Magdeburg; Dr. Carl Sonnenschein in Berlin; der orthodoxe Patriarch von Antiochien Georgios. E St

Zu Nr. 4 Sp. 195. Infolge eines Schreibversehens ist dem Neutestamentler Lic. Fascher in Marburg ein Lehrauftrag für hebräische Sprache erteilt worden: es muß heißen „griechische". Als Leiter einer Pädagogischen Akademie kommt Bruhn nach Erfurt, Körber nach Dortmund.

Verschiedenes

Zur Konfirmation

„Das Wesentliche", 366 deutsche Gedanken und Gedichte, ausgewählt von Gerhard Merian. Verlag G. Merian, Stuttgart-Degerloch. 124 S. 1.40 M. Der neunte Band aus den bekannten Merianbüchern („Du und die Welt" „Der Ruf" „Über den Dingen" usw.) unternimmt es, vornehmlich aus den Werken noch lebender Schriftsteller für jeden Tag im Jahr einen „wesentlichen" Gedanken zum Nachdenken zu bieten. Liebhabern von Aphorismen willkommen, Konfirmationsgabe für reifere Jugend.

Oskar Goehling

Zu obigem Lessing-Artikel

Eine elementare Forderung zum Verständnis Lessings ist, daß seine „Gegensätze" und was er sonst zu den „Fragmenten" geschrieben hat, nicht ohne diese Fragmente selber gelesen werden. Nun ist diese Forderung nicht so leicht zu erfüllen, weil die meisten Lessing-Ausgaben die Fragmente nicht mit abdrucken. Um so mehr sind die andern Ausgaben herauszustreichen. Da ist die Hempelsche, 15. Teil. Und neuerdings die Bongsche („goldne") 22. Teil. Diese Ausgabe enthält in vier Bänden die Theologischen Schriften in vorzüglicher Vollständigkeit und Ordnung, vier Bände (20—22), ein jeder mit trefflicher Einleitung von Leopold Zscharnack. Jeder Band geb. 3 M. R

Neukölln und Ungarn

Zwei „Fälle" haben uns neuerdings leider beschäftigen müssen: der Fall Szimonidesz (in Nr. 2) und der Fall Neukölln (in Nr. 1). Der Fall Szimonidesz spielt in Ungarn. Eine ganze Reihe von Zuschriften sind uns daraufhin zugegangen, auch die dortige Presse hat Kenntnis von unserm Artikel genommen; wenn die offiziellen Personen und Instanzen noch schweigen, so haben wir für sie Geduld. Aber unser Material hat sich vermehrt, und die Hoffnung auf Rehabilitationen des zu Unrecht Gemaßregelten teilen Viele. — Wenn das „Internationale Pressebüro" seither auch geschwiegen hat, dürfen wir das füglich so deuten, daß es nichts zu erwidern hat. Auch nichts zu entschuldigen?

Neukölln liegt in Deutschland. Es gehört zu Berlin. Abgesehn von den unmittelbar getroffenen Religiös-Sozialen regt sich Niemand darüber auf. Das war früher besser. Aber Quieta non movere, eine schon früher nicht unbekannte Weisheit, scheint heute beliebter als je. R

Kleine Mitteilungen

Fakultäts-Vorlesungen zeigen wir sonst nicht an, aber den österreichischen Brüdern sei eine Ausnahme gewidmet. Sie lesen also in Wien SS 1929: Wilke Jesaia, Jeremia, wirtschaftliche Verhältnisse der Israeliten; Hoffmann Römerbrief, Leidensgeschichte Jesu; Völker Mittelalter, Symbolik, römischer Katholizismus seit 1800; Beth Dogmatik II, Ethik; Bohatec Kants Religionsphilosophie, deutscher Idealismus und soziale Probleme der Gegenwart; Entz Praktische Theologie II, Christentum und soziale Frage; Kemmler Harmonium, Kirchenlied. Dazu fünf Seminare. Sekretariat der Fakultät: Wien I Liebiggasse 5.

In Hamburg hält die Mitternachtsmission wieder eine Schulungswoche ab: 11.—17. April. Gesamtthema: Evangelische Forderungen zur Reform des Sexualrechts. Vorträge halten: Wagner, Elisabeth Nitzsche, Schreiner, Magdalene v. Tiling, Harmsen, Ellen Simon, Armin Müller. Geschäftsstelle Hamburg 5 Alexanderstraße 21/23.

In Celle findet 15.—17. März das zweite deutsche Schützfest der Heinrich Schütz-Gesellschaft statt. Anmeldungen an Bertha Schneider in Celle, Rundestraße 3.

Einen Lehrgang für Jugendführer veranstaltet die Jugendabteilung des Weltbundes der C. V. J. M. in Genf 1. bis 30. April in Englisch, Deutsch, Französisch. Gesamtkosten 150 bis 200 Francs. Näheres: Sekretär Tracy Strong, 3 Rue General Dufour.

Einen Lehrgang für Gemeindehelferinnen und Pfarrgehilfinnen bietet die Bibel- und Jugendführerschule des Burckhardthauses an. Beginn 1. April, Dauer zwei Jahre, volle Berufsausbildung. Prospekte: Berlin-Dahlem, Friedbergstraße 27.

Das Andenken des Marburger Religionsgesprächs vom 2. und 3. Oktober 1529 (vgl. unsre Nr. 14 vom 21. 7. 27) wird, wie schon gemeldet, in Marburg nicht ungefeiert bleiben. Kein Massenfest; ein Gedenktag ernster Besinnung auf Einst und Jetzt. Und zwar aus vielen Ursachen vom 12. bis 14. September. Redner Behm, Otto, Köhler, Söderblom und Andere. R

Versammlungskalender

15.—17. März	Schützfest der Heinrich Schütz-Gesellschaft Celle
1.—30. April	Lehrgang für Jugendführer CVJM Genf
4. April	Religionspädagogische Konferenz Breslau
4.— 7. April	Evangelischer Reichselterntag Breslau
11.—17. April	Sexualethische Schulungswoche der Mitternachtsmission Hamburg
20.—21. Mai	Vierhundertjahrfeier der Protestation Speier
21.—23. Mai	Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a. M.
22.—27. Mai	Deutsch-Evangelischer Frauenbund Marburg
24.—27. Mai	Evangelischer Bund (Brandenburg) Berlin-Wilmersdorf
2.— 4. Juni	Theologische Universitätslehrer der baltischen Länder Riga
3.— 7. Juni	Weltbund für Freundschaftsarbeit, Regionalkonferenz, Königsberg
9.—? Juli	Lutherischer Weltkonvent Kopenhagen
15.—27. Juli	Theologischer Ferienkursus Berlin
8.—21. August	Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Helsingör
28. August bis 1. September	Deutscher Katholikentag Freiburg i. Br.
2.— 9. September	Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
12.—14. September	Marburger Religionsgespräch Marburg
15.—20. September	Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—20. September	Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Berlin
1.— 3. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober	Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

, Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 6: Wie kommt es zum Glauben? (Dörries). Neue Reformation (Spieß). Neuaufbau in China (Devaranne). Miscellen. Altes und Neues (L. Springer). Am Meer (Nukaga). Von gestern und heute (Unglaubliches zur Konkordatsfrage, Zu den Gotteslästerungsanklagen, Kagawa u. a.)

Inhalt Nr 7: Jesus und das Leid (Dörries). Briefe, die viele erreichen möchten I. Die furchtbare Hungersnot in China (Witte). Vom Lessing-Jubiläum. Altes und Neues (Wittig). Gespräch mit dem Tode (Wendt). Von gestern und heute Religiöse Sozialisten, Moderne Säkularisation, Zur Liturgitis, Schalmeientöne, Reformatorisches Christentum, Totensonntag, Allerseelen und Allerheiligen). Büchertisch.

Inhalt Nr. 8: Die Erlösung von der Furcht (Dörries). Moderne Seelenpraxis (E. W. Schmidt). Jesus oder Paulus (Rust). Nur Einer (Goldschmit). Ein Nachruf (Junginckel). Von gestern und heute (Pfarrer Lic. Rittlinger †, Die Einigung zwischen dem Papsttum und dem italienischen Staate, Souverän Petrus, Zum preußischen Konkordat, Die Kulturaufgaben leiden nicht, Aufgabe und Schuld der Presse, Hochschule, D. Johannes Ording †). Büchertisch.

Quellen seelischer Kraft

SIEGFRIED VON DER TRENCK: DAS LEBENSBUCH

Leuchter um die Sonne

Eine Lebensdichtung in Einer und zwölf Gestalten

Des Lebensbuches erster Teil

Inhalt: Kant. Buddha. Thomas von Aquino. Goethe. Shakespeare. Hebbel. Ignatius von Loyola. Augustinus. Johannes. Jesus Christus. Paulus. Luther. Molière-Mozart

„Dies Werk ist ohnegleichen in der deutschen Dichtung der Gegenwart und tief in die Vergangenheit zurück. Hier redet ein Dichter. Er gestaltet Erlebtes, er läßt Geschautes schauen; er reiht nicht Lehren aneinander, sondern er bildet. Nicht gedanklich zerlegte, zerdachte, sondern erlittene, erstrittene, erlebte Religion; aus verfeinertem und vertieftem Weltgefühl ist Jesuskindschaft erwachsen." Die Christliche Welt

Flamme über die Welt

Die Sagen Parzival, Tristan, Merlin

Dichtung / Des Lebensbuches zweiter Teil

Inhalt: Parzival und der Gral. Bilder, Gedanken, Geschehnisse. Ein Lied von deutscher Seele. / Tristan und Isolde. Ein Sang von Schuld und Seligkeit. / Merlin. Ein Spiel von Wind und Wellen.

„Wie straft sich die Seele in dem köstlich herben Wind der Wahrheit, der durch diese Gesänge weht. Lachende Weltfreude — Rittertum und Minnedienst — innigste Frühlingsseligkeit — namenloses Leiderdulden und letzte Tiefen durchschweifendes Gotterahnen, wie sind sie hier wundersam in eins gewachsen." Eckart

Stern im Blut

Dichtung / Des Lebensbuches dritter (letzter) Teil

Inhalt: Der erste Kreis: Frauen winden den Kranz (Balladen): Undine, Nibelungen, Venus Melusina (Tannhäuser). — Der zweite Kreis: Dreifach schimmert der Pfad (Gedichte der Beschauung): Leuchtende Zelle, Einsiedler und Jünger, Beter. — Franz von Assisi: Sonnengesang (Nachdichtung).

„Seine besonnenen Dichtungen sind geeignet, ein dem äußeren Erfolge und der sichtbaren Kraftleistung zujubelndes Geschlecht zurückzuführen zu den stillen und um so heilkräftigeren Quellen des Ewigen, Göttlichen; damit herauskomme ein stärkeres Geschlecht, dessen Stolz das Wachstum seiner seelischen Kräfte ist, und dessen Reichtum im Glauben an eine Idee wurzelt. Als ein großer Liebender tritt er uns entgegen." Deutsche Ztg.

Jeder Teil völlig selbständig / Ganzleinen je M. 5.— Alle drei Teile in Kassette M. 15.—

*

HANS HEINRICH EHRLER

Gesicht und Antlitz

Neue Gedichte

In Ganzleinen gebunden fünf Mark

„Ehrler dichtet nicht über Dinge und Empfindungen, sondern aus ihnen. So sind denn alle seine Gedichte Selbstbekenntnisse, erfüllt von ihm selber. Das verschafft ihnen Nachhall im Leser, gibt ihnen Geltung. Man hört ihre vollen, süßen Melodien und spürt hinter ihnen einen Menschen, der viele Pfade ging, zur Tiefe, zur Höhe, zur Welt, zu Gott." Deutsch. Volksbl., Stuttgart

Das proletarische Schicksal

Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart

Herausgegeben von HANS MÜHLE

Mit Bildern von Käthe Kollwitz, Frans Masereel und Rud. Schiestl. Kart. M. 3.80, Ganzleinen M. 5.—

„Ein starkes und gutes Buch. Erstaunlich, wie wenig Tendenz und Phrase, ergreifend, wieviel Wärme und Herzkraft in dieser lyrischen Sammlung ist. Die Mehrzahl dieser Gedichte kommt nicht aus politisiertem Willen und nicht aus dem Hirn, sondern schwer aus dem Blut, aus der gleichen seelischen Tiefe wie die Liebe, die dieser Dichter mit Arbeit, Familie und Heimat verbindet. Diese breite menschliche Basis macht das Buch reich und gut." Vossische Zeitung

Bitte beachten Sie auch den beiliegenden Prospekt!

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Das Vorstadtpfarramt

hat zweifellos bei der gegenwärtigen Lage der Kirche eine ungewöhnliche Last von Verantwortung zu tragen. Trotzdem sind seine Aufgaben bisher in der Literatur der praktischen Theologie ungebührlich vernachlässigt worden und verdienen einmal in größerem Zusammenhange behandelt zu werden. So eröffnet das März-Heft der „Pastoralblätter" (Verlag C. L. Ungelenk, Dresden 24) soeben eine Aufsatzreihe über dieses Arbeitsgebiet mit dem Aufsatze von Pfarrer Wilhelm Busch-Essen, der in besonderer Weise die soziale Frage behandelt. Die nächsten Hefte werden weitere Beiträge dieser Art bringen.

Im gleichen Heft der Zeitschrift findet sich ein Aufsatz von Generalsuperintendent D. Zänker-Breslau über „Seelsorge an Gebildeten", während im Mittelpunkte der homiletischen Gaben diesmal die Konfirmation (Konfirmationsreden, Beichtreden, Silber-Konfirmation usw.) steht.

Als Festgaben von **Walther Nithack-Stahn** empfohlen:

Jahrbuch einer Seele Erzählung aus der Gegenwart / 10. Auflage. Fein gebunden Mark 3.00 (Porto 30 Pf.) / „Ein tiefes, sinniges und inniges Buch."

Der Mittler Roman / 9.—10. Auflage. Fein gebunden Mark 5.00. Einfache Ausführung Mark 3.50 (Porto 40 Pf.). „Dies ist einer der beachtenswertesten neueren Romane. Die reinsten, vornehmsten, adligsten Geister mögen ihn in die Hand nehmen, und sie werden einen Genuß daran haben."

Zwei Frauen Vornehm gebunden M. 5.00. In Ganzleinen M. 6.50 (Porto 40 Pf.) 6. Tsd. „Wiederum ein Weltanschauungsroman wie der „Mittler", herausgeboren aus den Seelenkämpfen der Neuzeit."

Von **F. Frickes Verlag, Halle a. d. S.** Henriettenstraße 11 Postscheckk. Leipzig 35535.

Beste **deutsche Bezugsquelle**

Billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. **graue**, geschlissene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße**, flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupffedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3.80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut Erstes Bettfedernversandhaus **Deschenitz 70** Böhmerwald.

Heim der Freunde der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Gute Bücher zur Konfirmation

KLASSIKER DER KUNST

Raffael. Des Meisters Gemälde in 274 Abbildungen. 5. verbesserte Aufl. Herausgegeben von Georg Gronau. In Leinen gebunden M 15.—

Hans Holbein d. J. Des Meisters Gemälde in 252 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Ganz. In Leinen gebunden M 14.50

Dürer. Des Meisters Gemälde, Kupferstiche u. Holzschnitte in 537 Abb. 4. neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Friedrich Winkler. In Leinen geb. M 20.—

Fra Angelico. Des Meisters Gemälde in 359 Abb. 2. Auflage. Herausgegeben von Frida Schottmüller. In Leinen gebunden M 18.50, Halbleder M 22.—

KLASSIKER DER MUSIK

Brahms. Von Walter Niemann. 13. Aufl. In Halbleinen M 10.50, in Leinen M 11.50, in Halbleder M 14.50

Bruckner. Von Ernst Decsey. 13. Auflage. In Halbleinen M 8.50, Leinen M 9.50, Halbleder M 12.50

Chopin. Von Adolf Weißmann. 10. Aufl. In Halbleinen M 7.50, Leinen M 8.50, Halbleder M 11.50

Verdi. Von Adolf Weißmann. Mit 23 Bildern. 5. Aufl. In H'leinen M 8.50, Leinen M 9.50, H'leder M 12.50

Liszt. Von Julius Kapp. 20. Aufl. In Halbleinen M 9.—, Leinen M 10.—, Halbleder M 13.—

Schubert. Von Walter Dahms. 21. und 22. Tausend In Leinen gebunden M 10.—

Wagner. Von Julius Kapp. 31. Aufl. In Halbleinen M 9.—, Leinen M 10.—, Halbleder M 13.—

Weber. Von Julius Kapp. 3. Aufl. In Halblein. M 9.—, Leinen M 10.—, Halbleder M 13.—

KLASSIKER DES DEUTSCHEN HAUSES

Goethe 10 Bände

Schiller 5 Bände

Kleist 3 Bände

Lessing 3 Bände

Hölderlin 2 Bände

Jean Paul 4 Bände

Mörike 2 Bände

Hebbel 3 Bände

Eichendorff 1 Band

Annette von Droste-Hülshoff 1 Band

Jeder Band in Leinen gebunden M 5.—, in Halbleder M 8.—

LYRIK

Börries, Freiherr von Münchhausen
Das Balladenbuch. Dünndruck. 16. u. 17. Tausend ..... Leinen M 7.25, Leder M 11.—

Liederbuch. Dünndruck Leinen M 7.25, Leder M 11.—

Ludwig Finckh, Die Lerche. Auswahl schwäbischer Dichtung aus tausend Jahren. 6. u. 7. Taus. Leinen M 6.50

Ernst Lissauer. Deutsche Balladen. Von Bürger bis zur Gegenwart ..... Gebunden M 6.—

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART, BERLIN, LEIPZIG

Gute Bücher zur Konfirmation

ERINNERUNGS-, BRIEF- UND LEBENSBÜCHER

Dorothea Hosie, Menschen in China. Die politische und soziale Umwälzung in China von dem täglichen Leben zweier chinesischer Patrizierfamilien aus gesehen. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Nutt. Mit 25 Abbildungen ..... Leinen M 12.–

Anselma Heine, Mein Rundgang. Lebenserinnerungen ..... Leinen M 4.50

Isolde Kurz, Aus meinem Jugendland. 23. und 24. Tausend ..... Leinen M 6.50

Malwida v. Meysenbug, Memoiren einer Idealistin. 2 Bände. 42. und 43. Auflage. Leinen M 21.–

Helmuth v. Moltkes Briefe an seine Braut u. Frau. Neue, billige Ausgabe in einem Bande ..... Leinen M 7.50

Dorothea von Schlözer, von Leopold v. Schlözer. Der Philosophie-Doctor 1770–1825. 4. und 5. Tausend. Leinen M 9.–, Halbleder M 13.–

Kurd v. Schlözer. Amerikanische Briefe. Leinen M 6.50

– Letzte römische Briefe 1882–1894. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer. Leinen M 8.–, H'leder M 12.–

– Petersburger Briefe 1857–1862. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer. Leinen M 8.–, Halbleder M 12.–

– Römische Briefe 1864–1869. Herausgegeben von Karl v. Schlözer. 15. und 16. Auflage. Leinen M 9.–, Halbleder M 13.–

Hans v. Schubert, Große christliche Persönlichkeiten. Eine historische Skizzenreihe. Mit 5 Bildbeilagen. 4.–6. Tausend. Lein. M 5.–

ROMANE UND ERZÄHLUNGEN

Max Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. 269.–272. Tausend ..... Leinen M 8.–

– Der Schneider von Ulm. Geschichte eines 200 Jahre zu früh Geborenen. 105.–107. Tausend. Leinen M 9.–

Ludw. Finckh, Das dichterische Werk. Inhalt: Rosendoktor / Rapunzel / Reise nach Tripstrill / Bodenseher / Jakobsleiter / Vogel Rock / Rosen. 7 Bände in Leinen gebunden ..... M 33.–

– Sonne am Bodensee. In Lein. geb. M 3.50

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. 166.–168. Tausend. Leinen M 4.50

Cäsar Flaischlen, Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Gedichte. Brief- und Tagebuchblätter. 81. u. 82. Taus. Lein. M 5.–

– Von Alltag und Sonne. Gedichte in Prosa. 266. und 267. Tausend ..... Leinen M 5.–

– Jost Seyfried. Roman. 2 Bände. 121. und 122. Tausend ..... Leinen M 11.–

– Gesammelte Dichtungen. 6 Bände Leinen M 30.–

Auguste Supper, Holunderduft. Erzählungen. 7.–9. Tausend ..... Leinen M 6.–

– Ausgewählte Erzählungen. 26. und 27. Tausend ..... Leinen M 3.–

Deutsche Geschichte in Bildern. Von Karl Pagel. 800 zeitgenössische Abb. Leinen M 18.–

Schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts. Von Otto Fischer. Direktor der Staatlichen Gemälde-Galerie Stuttgart. Mit 219 ganzseit. Tafeln. In Leinen gebunden M 15.–

Das Rheinbuch. Eine Gabe rheinischer Dichter. Herausgegeben von Josef Ponten und Josef Winckler. Mit 54 Abbild. In Leinen M 16.–

Paul Lechler, Geschäftserfolg u. Lebenserfolg. 37.–39. Tausend. Kartoniert M 2.50 Leinen M 4.–

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART, BERLIN, LEIPZIG

HERMANN HESSE

Ich begrüße das Buch „Auflehnung und Opfer" des Japaners Kagawa — ein so übernationales Buch ist nie von einem Japaner geschrieben worden.

Nationalzeitung Basel

Hier erhebt sich sein Bericht zu einem Seitenstück neutestamentlicher Kapitel, das trotz seiner japanischen Form in Gestalten und Milieu mir die Allgemeingültigkeit christlicher Lebenslehre zum erstenmal überzeugend dartat.

Kirchlicher Anzeiger

Dieser „Christlich-Soziale" ist ein Nachfolger Jesu im engsten Sinn, der durch viele äußere und innere Werde-Nöte hindurchgegangen ist, bis er in die sozial-politische Tätigkeit hineingeführt wurde.

Frankfurter Zeitung

Dieses Buch ist ein literarisches Ereignis. Das Problem, wie die moderne Erkenntnis auf die alten Kulturen übertragbar ist, — ist das nur ein asiatisches Problem? Der Lebensroman des hochangesehenen Arbeiterführers ist ungemein aufschlußreich.

Württ. Staatsanzeiger

Zwei Gedanken, der soziale und der religiöse, beherrschen das Buch. Man denkt an Ghandi, hört Tolstoi; doch man liest ein ganz persönliches Bekenntnis an alle Welt. Das Buch ist im Ausland weit verbreitet, der Autor sitzt längst in der Regierung und gilt als der anerkannte Führer Jung-Japans.

Das sind fünf Stimmen über den Lebensroman des japanischen Arbeiterführers KAGAWA, „Auflehnung und Opfer". An die Gebildeten der Welt ergeht der Weckruf dieses Buches, das für das Verständnis des modernen Ostasien, wie für die allgemeine soziale Krisis der Welt von einzigartiger Bedeutung ist.

Das inhaltsreiche Buch kostet mit 21 ganzseitigen Bildern japanischer Künstler geschmückt in Leinen Rm. 9.—, broschiert Rm. 6.—. Bezug durch jede Buchhandlung. Sonderprospekt und Probebogen kostenlos.

D. Gundert Verlag Stuttgart

Freunde der Christlichen Welt, Görlitz

Sonnabend, den 9. März, abends 8 Uhr im Saal der Naturforschenden Gesellschaft Vortrag des Herrn Oberstudiendirektors Schlemmer:

Gegenwartsnot und evangelischer Glaube.

Hochbegabter Akademiker, Dr. phil., Staatsexamen (Philosophie, Literatur, Kunstgeschichte), durch schweres Kriegs- und Nachkriegsschicksal aus seiner Bahn geworfen, in den letzten Jahren mit anerkanntem Erfolg Landwirt, durch Kapitalnot in schwer bedrängter Lage, sucht neue Existenzmöglichkeit, in der er seine Gaben verwerten kann. 43 Jahre alt, verheiratet, 3 Kinder. Organisatorisch begabt, wirtschaftlich erfahren, praktisch, geschickt mit Menschen, mit Jugend umzugehen, guter Schriftsteller. Durch dies alles wohl geeignet, einem großen Wesen vorzustehen, eine Anstalt oder Organisation zu leiten (Landerziehungsheim, Volkshochschule, landwirtschaftliche Schule, Genossenschaft, Jugendverband, Jugendherbergen usw.).

Anregungen und Anfragen erbittet Rade, Marburg.

Die für den **Pfarrbezirk Oslebshausen** neugegründete

dritte Pfarrstelle

der **Gröpelinger Kirchengemeinde** in **Bremen** ist

zum 1. Oktober 1929 zu besetzen.

Bewerbungen sind bis **31. März 1929** an den verwaltenden Bauherrn **H. Rohlfing**, Morgenlandstraße 10 in Bremen einzureichen. Altersgrenze 40 Jahre.

Das Evangelische Ansgar-Schwestern-Seminar in Bremen

nimmt christlich gesinnte junge Mädchen im Alter von 20—35 Jahren mit höherer Schulbildung (ausnahmsweise auch solche mit guter Volksschulbildung) zur Erlernung der Krankenpflege auf. Die zweijährige Ausbildung erfolgt in den staatlichen Krankenanstalten. Die Ansgarschülerinnen verpflichten sich, nach Ablegung des in allen deutschen Ländern anerkannten Krankenpflegeexamens noch ein Praktikantinnen-Jahr zu absolvieren. Die Ausbildung erfolgt kostenlos. Monatliches Taschengeld.

Bei äußerer und innerer Eignung können die Schülerinnen, sowie auch **anderwärts ausgebildete und erfahrene Schwestern,** die im Besitz des Krankenpflegezeugnisses sind, in die Ansgar-Schwesternschaft aufgenommen werden, in der sich ihnen eine befriedigende Lebensstellung und verantwortliche Mitarbeit bietet.

Zu jeder näheren Auskunft ist die Direktion des Bremer Ansgar-Schwestern-Seminars (Pastor Urban, Bremen, Wielandstraße 13a und Oberin von Behr, Bremen, Hornerstraße 60) bereit, an die auch die Meldungen einzureichen sind.

Gehrden b. Hannover, den 17. Februar 1929

„Invokavit"

Am heutigen Sonntag, drei Tage vor seinem 70. Geburtstag, erlöste Gott der Herr meinen geliebten Mann, unseren treuen Vater, den lieben Großvater

Wilhelm Schützer

Pastor i. R.

von seinem langen schweren Leiden.

Martha Schützer geb. Tochtermann in Gehrden
Martin Schützer in Loetzen
Wilhelm Schützer in Restorf Kr. Lüchow
Albrecht Schützer in Wien
Margarete Schützer
Agnes Schützer geb. Gehrcke in Loetzen
Gustel Schützer geb. Wolperding in Restorf
Ilse Mohrmann in Wien
und 5 Großkinder.

An den verehrlichen Leser

Es ist leider notwendig geworden, den Bezugspreis der Christlichen Welt den wiederholten Steigerungen des Druckpreistarifes und der übrigen Gestehungskosten anzupassen.

Der Bezugspreis beträgt vom 2. Quartal 1929 ab fünf Mark vierteljährlich.

Jetzt ist es Zeit, beim Briefträger den Bezug zu erneuern.

Verlag der Christlichen Welt
Leopold Klotz Verlag
Gotha

Städt. Schwesternschaft vom Roten Kreuz Düsseldorf in den städt. Krankenanstalten, Moorenstraße 5 nimmt jederzeit **Schülerinnen** für die allgem. Krankenpflege auf. Mindestalter 20 Jahre. Gründliche Ausbildung auf allen Fachgebieten der Krankenpflege in 10 akademischen Spezialkliniken; nach 3jähr. Lehrgang Staatsexamen. Die Schülerinnen erhalten neben freier Station ein angemessenes Taschengeld.

Verlangt wird: Gute Schul- und Allgemeinbildung, schwesterliche Gesinnung, feste Gesundheit.

Meldungen mit Rückporto an Frau Oberin Clementine Ledeboer.

Gesucht

Suche für ein intellig. 18jähriges Mädchen entspr. Stellung als **Haustochter** in geistig angeregt. Hause. Ist in Hausarbeit u. Kochen geübt. Kann auch als angeh. Privatsekretärin beschäftigt werden, da sie Stenograf. u. Schreibm. beherrscht. Familienanschl. und Taschengeld erw., weil sie für sich selbst sorgen muß.

Pfarrer **W. Groepler,**
Wedlitz b. Nienburg a. d. Saale.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Erholung in Höhenluft und Sonne!

Mittenwald, Obb. 930 m, nebelfrei
„Höhenheim", behagl. bestempfohlenes Haus. Hochlage, herrliche Aussicht. Sehr gute Verpflegung. Pensionspreis 6.50. Anfragen an Frl. **Gertrud Werner.**

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 16. März

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Leopold Klotz Verlages, Gotha** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.